

— Zwanzigster Jahrgang. —

Nr. 33.

Gesamtüberblick über die polnische Tagesliteratur

für die Zeit vom 11. bis 17. August 1911.

Posen, den 22. August 1911.

Aus den Blättern der Provinz Posen.Aus Nr. 184 des Dziennik Bydgoski (Bromberg)
vom 13. August 1911:**Achtung Volksparteiler!**

Man schreibt uns: Bei uns herrscht eine merkwürdige Stille. Die Wahlen stehen vor der Tür, aber trotzdem tut man bei uns nichts, um sie gehörig vorzubereiten. Man hört nichts von Versammlungen und Zusammenkünften der Wahlkomitees. Und doch müßte man in jenen Kreisen, in welchen man polnisch sprechen kann, beizeiten alles vorbereiten, um mit voller Agitationskraft in der Zeit vor den Wahlen in jene Kreise zu gehen, in welchen man nur in dieser Zeit öffentliche Versammlungen abhalten darf. In dieser Zeit müssen wir das wieder gut machen, was wir aus Zwang infolge des Maulkorbparagraphen in fünf Jahren versäumt haben.

Die nationale Vorsicht gebietet uns, uns schon jetzt an die Wahlagitiation zu machen, wie dies die deutschen Parteien tun. Andererseits bin ich auch bestrebt, darauf aufmerksam zu machen, daß konservative Versuche bevorstehen, die Volksgesamtheit zu beherrschen.

Wenn man beachtet, daß hinsichtlich der Presse die Konservativen heute über eine große Macht verfügen, dann kann man sich vorstellen, daß die völkische Sache nicht schief gehen kann, wenn sich nicht alle Volksparteiler hurtig an die Arbeit machen und sich über die weitere Arbeit verständigen.

Ich habe auch gehört, daß die konservativen Kreise die Volksparteiler nicht zu reizen beabsichtigen, sondern bei den Wahlen durchaus Leute durchbringen wollen, die allerdings scheinbar gemäßigten Anschauungen huldigen, den Konservativen aber um so mehr ergeben sind. Die völkischen Kreise nicht nur in Posen, sondern vor allen Dingen in der Provinz, müßten sich verzündigen und Vorbereitungen für die Wahlagitiation treffen, sich auch nach Abgeordneten kandidaten umsehen, damit sie nicht überrascht werden.

D. D.

Aus Nr. 186 des Dziennik Bydgoski (Bromberg)
vom 16. August 1911:**Die Angelegenheit der Wahlen im Kreise Schubin-Znin-Wirsih.**

Man schreibt uns:

Die Wahlen stehen vor der Tür und trotzdem ist es in unserm so sehr bedrohten Kreise eigentümlich still. Das letztmal haben wir mit einer nur sehr geringen Mehrheit gesiegt und dies nur deshalb, weil wir fast alle Wähler ohne Ausnahme an die Wahlurne gebracht

hatten. Wer lebte, der ging hin, um seine Stimme für den Abgeordneten Czarliński abzugeben, denn hier handelte es sich um die nationale Ehre.

In den letzten fünf Jahren haben sich die Verhältnisse für uns verschlechtert, aber wir können immer noch darauf rechnen, daß bei uns ein polnischer Abgeordneter durchkommen wird. Man muß aber alle Kräfte anspannen, daß sich auch nicht ein einziger Pole der Abstimmung enthält, denn es handelt sich um jede Stimme. Man muß also eine solche Kandidatur aufstellen, die allen gleich sympathisch sein und einen ausschließlich nationalen Charakter, keinen parteipolitischen, haben wird. Nur eine solche Kandidatur kann Erfolg und sichere Aussicht auf Sieg haben. Deshalb mache ich die berufenen Faktoren darauf aufmerksam, als Kandidaten nicht einen bekannten Konservativen aufzustellen, da hierdurch unter den Wählern, besonders aber unter den kaufmännisch-industriellen Schichten, Unlust hervorgerufen werden könnte. Dagegen wird vorgeschlagen, **als Kandidaten den hochwürdigen Propst Gryglewicz aus Slesin aufzustellen.** Dies wird einerseits ein Beweis der Dankbarkeit der Volksgesamtheit für die unerschrockene Verteidigung unserer teuersten nationalen Schätze sein, und andererseits wird gerade diese Kandidatur allen unermesslich sympathisch sein, weshalb man auch erwarten kann, daß alle Wähler, so wie bei den letzten Wahlen, an die Urne treten werden und der Sieg wiederum auf unserer Seite sein wird.

Ich habe in einer Versammlung in Znin gehört, daß die Absicht besteht, **in unserm Kreise den Abgeordneten Kurzawski, Propst aus Pakosch, als Kandidaten aufzustellen.** Diese Kandidatur ist uns allen sehr sympathisch, aber ich verbleibe trotzdem bei meinem Vorschlage, denn ich bin überzeugt, daß der Propst Kurzawski in dem Kreise Hohenfalsa-Mogilno-Strelno aufgestellt werden wird. Mögen die Wähler dieses Kreises darüber wachen, daß nicht wieder Herr Dziembowski herauskommt, sondern entschieden das Aufstellen dieser Kandidatur fordern; wir dagegen werden auf unserer bestehen bleiben. Ich bin der Ansicht, daß es so für unsere Sache am besten sein wird.

D. D.

Aus Nr. 187 des Lech (Gnesen)
vom 17. August 1911:**Die Abgeordneten kandidatur im Kreise Schubin-Znin-Wirsih.**

Im Dziennik Bydgoski schlägt ein gewisser Korrespondent als Reichstagskandidaten für den Wahlkreis Schubin-Znin-Wirsih den Propst Gryglewicz

vor. Die Person des Propstes Gryglewicz ist uns ganz außerordentlich sympathisch, wir können aber dennoch diese Angelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne davor zu warnen, allzu zahlreiche Kandidaten aus dem geistlichen Stande aufzustellen, weil hierdurch leicht das soziale Gleichgewicht leiden könnte.

Aus Nr. 183 des Kurjer Poznański (Posen)
vom 12. August 1911:

Das Volk gegenüber dem Gezänke der Verleger.

Die Ärgernis erregenden privaten Zänkereien welche schon seit langer Zeit die Spalten gewisser Blätter anfüllen, haben wir bereits f. Z. verurteilt, und das Gleiche hat der überwiegende Teil unserer Blätter getan, die das Wohl der Allgemeinheit im Auge haben. Jetzt beginnt schon das Volk, das diese Blätter liest, entrüstet zu werden, indem es klar zu verstehen gibt, daß es von einem polnischen Blatte eine andere Kost verlangt, als Zänkereien und persönliche Beschimpfungen. Fast ohne Abänderung geben wir hier die nachstehende charakteristische Zuschrift eines Arbeiters wieder, welcher in der Fremde dem Broterwerb nachgeht.

Herne, 9. August.

Geradezu lieblich war es, die Planmäßigkeit und Ordnung anzusehen, welche früher hier auf fremdem Boden unter den Landsleuten bestand. Das alles hat sich geändert seit der Zeit des wütenden Zeitungsankes. Seit der Zeit dieses Streits, in welchem die jene Blätter herausgebenden Abgeordneten, von denen ein jeder willens war, seine Leser von der Gerechtigkeit seiner Sache und von seiner Unschuld zu überzeugen, die Landsleute gegen unbequeme Personen aufzuheben, ist ein Bruch zwischen den Vereinen entstanden. Soeben sind die Echo's der gegen die Beamten der Berufsvereinigung geschleuderten Vorwürfe verklungen, und es ist, sei es, wie es wolle, das Vertrauen untergraben worden, mit welchem diese Beamten früher unterschiedslos seitens der Mitglieder bedacht worden sind, da nennt schon wieder ein Abgeordneter und Zeitungsmensch einen anderen Verleger einen „Messerhelden“, „Räuber“ usw.

Halbt das nicht in den Ohren der Leute wieder, die es sich und der Familie vom Munde absparen, um eine Zeitung zu Zwecken der Belehrung zu halten, hier aber ein Wörterbuch voll Schimpfnamen bekommen, wie sie das arme Volk noch nicht einmal gehört hat? Ist es in der polnischen Volksgemeinschaft tatsächlich zu einer solchen Entzweiung gekommen, daß sie auf solche Sachen nicht mehr achtet? Was sagt die polnische Fraktion dazu, daß ein Abgeordneter aus seiner Mitte auf diese Weise die Führer der Organisationen und jetzt andere Verleger mit Schmutz bewirft? Gibt es keine Rettung, um diesem grenzenlosen Kampfe ein Ziel zu setzen?

Wir ruinieren uns selber und laufen selbst in die feindlichen Fesseln hinein, und das eben in dem Moment, wo auf dem ganzen Gebiet des Deutschen Reiches ein Kampf um die Parteiüberzeugungen tobt zwecks Erringung des Sieges bei den nächsten Reichstagswahlen.

Es ist die höchste Zeit für uns, daß Stimmen laut werden, die Stimmen von achtungswürdigen, uneigennütigen Leuten, und daß diesen Zänkereien endlich einmal ein Ende gemacht wird.

Reilhau.

Aus Nr. 181 des Dziennik Bydgoski (Bromberg)
vom 10. August 1911:

Die Rettungsarbeit der Mittelstandskasse.

Die Ansiedlungskommission wie auch andere ihr ähnliche Institutionen, um nur die Bauernbank und die Mittelstandskasse zu erwähnen, lauern darauf, uns das Restchen unserer Ernährerin aus der Hand zu reißen, da sie, übrigens sehr überlegt, folgern, daß eine Nation ohne Land daselbe ist, wie ein jedes Tier ohne Luft. Um uns also auszuhungern, hat man die vorerwähnten Institutionen geschaffen, die denn auch mit allen würdigen und unwürdigen Mitteln sich darum bemühen, uns unser Land zu rauben.

Allerdings, Gott sei gedankt, kommt es heute nicht mehr oft vor, daß ein Pole sein Land veräußert und sich von den Judas-Silberlingen der Ansiedlungskommission versuchen läßt. Es sind also andere Wege zur Erreichung ihres Zieles erforderlich.

Ein altes Sprichwort besagt: „Wenn das Unglück da ist, dann läuft man zum Juden,“ also zu einer der vorerwähnten, für uns so gefährlichen Institution, wie es solche die Bauernbank und die Mittelstandskasse sind.

Die Bauern, seien es Polen oder Deutsche, haben gewöhnlich, wie man bei uns sagt, unreine Hypotheken. In solchen Fällen kommt ihnen, gewöhnlich ungebeten, die Mittelstandskasse zu Hilfe. Und sie beglückt jene in der Geldklemme befindlichen Leute auf ihre Art. Sie beglückt sie nämlich auf die Art, daß sie nach einer gewissen Zeit mit dem Bettelsack davonziehen, trotzdem ihnen die Mittelstandskasse die Hypotheken reguliert hat. Der beste Beweis hierfür ist ein Fall, der sich in der letzten Zeit in der Dolziger Gegend ereignet hat. Dort ist es in Wirklichkeit dazu gekommen, daß ein ziemlich wohlhabender Bauer, der seine Hypotheken durch die Mittelstandskasse regulieren ließ, bei dieser „Wohltat“ sehr schlecht fortgekommen ist.

Wie dies gekommen ist, werde ich erzählen.

Es wohnte in Mszczepczyn bei Dolzig ein ordentlicher und arbeitsamer Bauer, ein Deutscher, aber ein anständiger Mensch, mit Namen Kliem. Er hatte eine kleine, aber übrigens sorgfältig bewirtschaftete Besitzung, aber er hatte auch Schulden. Um sich also den Mühlstein vom Halse zu schaffen, wandte er sich in seinem Unverstand an die Mittelstandskasse, die ihm auch mit der größten Bereitwilligkeit und, wie es wenigstens den Anschein hatte, unter günstigen Bedingungen 2000 Mark lieh.

Diese Wohltat mußte der arme Kerl aber schwer büßen. Die Mittelstandskasse behielt sich nämlich mehrere Bedingungen vor, die den übrigens fleißigen Bauern an den Bettelstab brachten. Jene 2000 Mark reichten nämlich nicht lange aus und Kliem mußte, ob er wollte oder nicht, seine armselige Besitzung veräußern. Es fanden sich auch polnische Käufer, die dem deutschen Nachbar für seine Besitzung gern 33000 Mark bezahlen wollten. Aber wozu ist die Mittelstandskasse da. Dem Kliem wurde nicht gestattet, an einen Polen zu verkaufen, und da kein Deutscher unter den von der Mittelstandskasse gestellten Bedingungen kaufen konnte, wurde das Grundstück in der Subhastation verkauft. Zum Verkaufstermin waren auch eine Menge von Polen erschienen, jeder mit gespicktem Geldbeutel, und man begann zu bieten. Den höchsten Preis, nämlich 24000 Mark, bot der Wirt Stawski, und da der Vertreter der Mittelstandskasse, der bei der Versteigerung anwesend war, keine Schwierigkeiten machte, erteilte der Richter Herrn Stawski den Zuschlag. Die Gläubiger haben allerdings bei diesem Verkauf über 9000 Mark verloren

und der frühere Besitzer der Wirtschaft, Herr Aliem, ging ohne einen Groschen davon.

Es könnte jetzt jeder sagen, daß trotz des Dahrlehns der Mittelstandskasse und trotz ihrer Vorbehalte ein Pole die Wirtschaft erworben hat. Es ist wahr. Aber das ist noch nicht das Ende dieser traurigen Geschichte.

Einige Tage nach dem Termin erschienen die Vertreter der Mittelstandskasse bei Herrn Stawski. Herr Stawski nahm als Pole, von dem das Lied sagt, daß er zufrieden war, wenn er möglichst viele Gäste hatte, mit alt polnischer Gastfreundschaft jene auf, die nur auf das soeben erworbene Stück dieser unsrer Ernährerin lauerten, und bewirtete sie wie die besten Bekannten.

Die Herrn revanchierten sich auch für seine Herzlichkeit und luden ihn nach Dolzig in das Gulezische Hotel ein. Hier erst noch er beim Glase den Braten. Sie wollten nämlich dem Angeheiteren dort irgend eine Urkunde zur Unterschrift vorlegen, in welcher wahrscheinlich schwarz auf weiß stand, daß der Herr Stawski auf seine Rechte bezüglich der soeben erst erworbenen Wirtschaft zu Gunsten der Mittelstandskasse verzichtet.

Aber die Wurst ist nicht für den Hund und der polnische Bauer ist nicht so dumm wie man gewöhnlich behauptet. Herr Stawski erklärte nämlich ganz kaltblütig, daß er zunächst sich mit seiner Frau beraten müsse und ohne sie nichts tun werde. Gegenüber einer so kategorischen Erklärung, und da sie sahen, daß Herr Stawski sich nicht auf den Leim führen lassen würde, verschwanden die „Wohlthäter“ wie Kämpfer ohne Pfeffer.

Ehre sei dafür Herr Stawski. Auf diese Art hat die Mittelstandskasse Herrn Aliem so beglückt, daß er im Falle des freihändigen Verkaufs etwa 9000 Mk. in die Tasche bekommen hätte, während er jetzt mit dem Bettelsack davongegangen ist.

Solche Wohlthaten erweist die Mittelstandskasse den Bauern, die unvorsichtig in ihre Netze gehen.

Aus Nr. 187 des Dziennik Kujawski (Hohensalza)
vom 16. August 1911:

In Grochowiſko bei Rogowo

sind etwa 400 Morgen bedroht. Von glaubhafter Seite teilt man uns mit, daß sich die Ansiedlungskommission um das Vorwerk des Herrn Waszak dreht, daß sie sogar schon mit Herrn Waszak handelt. Augenblicklich ist der Verkauf noch nicht perfekt geworden; Herr W. ist nach Hohensalza zu seinem Vater gefahren, um sich Rat zu holen.

Wir sind der Ansicht, daß der Vater dem Sohn nur einen Rat erteilen kann: Du darfst dem Feinde das Land nicht verkaufen. Herr Waszak wird sich sicher selbst erinnern, daß er dieses Land vor einigen Jahren aus fremder Hand gekauft, daß er damals der Volksgemeinschaft Freude bereitet hat. Will er denn jetzt seinen Namen verunglimpfen und unter die Schar der Verkäufer gehen?

Wir rechnen sicher darauf, daß Herr Waszak der vaterländischen Erde treu bleiben und sie nicht in fremde Hände verkaufen wird.

Aus Nr. 183 des Kurjer Poznański (Posen)
vom 12. August 1911:

Die Angelegenheit von Szczytniki im Kreise Schrimm.

Montag, den 7. d. Mts., gaben wir den Brief des Besitzers von Szczytniki, Herrn Fryder, wieder; gleichzeitig forderten wir ihn auf, die Versicherung abzugeben, daß er wegen des Verkaufs des Gutes mit Herrn Drwenski weder verhandelt habe, noch verhandle. Bis zum heutigen Tage, d. i. bis zum 10. August, haben wir von Herrn Fryder keine Mitteilung erhalten. Infolge seines Schweigens trägt Herr Fryder selbst dazu bei, daß wir um das Geschick von Szczytniki auch noch weiterhin beunruhigt sind. Daß die ganze Sache unklar ist, beweist ein Brief, den wir von Herrn Drwenski erhalten haben. Er schreibt darin u. a. was folgt:

Er habe sich um den Kauf von Szczytniki nie bemüht. Erst der Bruder oder Vetter des Herrn Fryder, ein Fahrradhändler auf der St. Martinstraße 72, habe ihm — Drwenski — gelegentlich erklärt, sein Bruder würde Szczytniki einem ordentlichen polnischen Käufer gern verkaufen. Nachdem Herr Drwenski Angaben über Szczytniki erhalten habe, habe er das Gut einigen polnischen Käufern empfohlen und schließlich habe er sich mit einem derselben, Herrn Gorski aus Westpreußen, persönlich nach Szczytniki begeben. Der Kauf sei aber nicht zustande gekommen, weil Herrn Gorski der Hypothekenstand nicht zugesagt habe. Da habe Drwenski begonnen, sich darum zu bemühen, daß Herr Fryder ein entsprechend hohes Hypothekendarlehen auf Szczytniki erhalte. Infolge der Bemühungen Drwenskis habe ein Kapitalist aus Posen, Herr Unger, ein Jude, 200 000 Mark Hypothekendarlehen auf zehn Jahre angeboten. Da diese Summe unzulänglich war, habe sich Drwenski an die Ansiedlungskommission mit der Anfrage gewendet, wieviel sie ev. für Szczytniki geben würde. Herr Drwenski plante nämlich nach seiner eigenen Versicherung, sofern er von der Ansiedlungskommission die Zusicherung erhalten hätte, daß sie für Szczytniki 300 000 oder 320 000 Mark geben würde, auf Grund eines solchen Angebots von Herrn Unger eine Hypothek bis 250 000 Mark zu erhalten. Die Ansiedlungskommission hat ja doch, wie aus unseren früheren Mitteilungen ersichtlich ist, Herrn Drwenski den eventuellen Kaufpreis für Szczytniki nicht angegeben, sondern ihm geraten, sich an den bekannten Herrn Kronheim zu wenden. So ist also Herrn Drwenski der vorgebliche Kniff nicht gelungen.

Das ist der Inhalt der Drwenskischen Erklärung. Schließlich fügt Drwenski in seinem Briefe wörtlich folgendes hinzu:

„Ich versichere Ihnen, Herr Redakteur, daß Herr Fryder nur einem gut empfohlenen Polen verkaufen wird und daß ich als Käufer nie aufgetreten bin; denn Herr Fryder würde das Gut mir als Vermittler nie verkaufen.“

Der oben angeführte Absatz enthält ein überaus schätzbares Bekenntnis. Es geht aus ihm hervor, daß sich Herr Drwenski selbst nicht für einen „gut empfohlenen Polen“ hält, da ihm Herr Fryder sein Gut niemals verkauft haben würde. Diese Ansicht, welche Herr Drwenski selbst äußert, stimmt auch mit dem überein, was man in maßgebenden Kreisen über ihn urteilt. Unter solchen Verhältnissen wird sich Herr Drwenski kaum darüber wundern, wenn wir angesichts seiner angeblichen Absicht, mit Hilfe der Ansiedlungskommission einen „Kniff“ zu machen, mit Krasicki sagen:

„Alles das ist möglich,
das ist wahr, ich jedoch halte es für ein Märchen.“
Es bleiben noch die Herren Fryder: Herr Thaddäus

Fryder, der einer vom polnischen Gesichtspunkt aus so unsicheren Persönlichkeit, wie dies Herr Drwenski ist, Vorschläge gemacht hat, und ferner Herr Peter Fryder aus Szczytniki, der in seinem Briefe verschwiegen hat, daß Herr Drwenski bei ihm gewesen ist und der trotz unserer Aufforderung mit keinem Worte dazu beigetragen hat, die Öffentlichkeit zu beruhigen.

Aus Nr. 184 des „Dziennik Bydgoski“ (Bromberg)
vom 13. August 1911:

Am heutigen Tage

meine dreimonatige Festungshaft beendigend, spreche ich hierdurch für alle so zahlreichen Kundgebungen des Mitgefühls und des Wohlwollens, die mir von allen Seiten zugegangen sind und mich in hohem Maße am Geiste gestärkt hatten, ein herzliches, echt polnisches:

„Gott lohn es“

aus.

Propst Gryglewicz,
Weichselmünde, den 13. August 1911.

Aus Nr. 185 des „Lech“ (Gnesen)
vom 13. August 1911:

Ein polnischer Priester in einer polnischen Festung.

Es ist allgemein bekannt, daß die Festungshaft in Preußen nicht als eine die Ehre herabhängende Sache gilt. Die Strafe — wenn von ihr überhaupt die Rede sein kann — sitzen dort überwiegend Teilnehmer an Duellen ab, Offiziere, Studenten, manchmal auch Redakteure wegen Majestätsbeleidigung u. s. w. Sie genießen verhältnismäßig große Freiheit, machen Spaziergänge nach der Stadt und haben nur die Verpflichtung, sich zu einer bestimmten Stunde zu stellen, sie senden Briefe ab und empfangen solche, besichtigen sich selbst und nehmen Besuche von Verwandten und Freunden fast ohne irgendwelche Beschränkungen entgegen. Allgemein bekannt war f. Bt. die Angelegenheit der jungen Offiziere, die in einer Festung des Rheinlandes ihre Strafe absaßen, die in ihren Zellen mit Damen Champagner Trinkgelage veranstalteten. Ein anderes Aussehen bekommt indessen der Aufenthalt in der Festung, wenn der Gefangene ein Pole und, was noch schlimmer, ein polnischer Priester ist, der wegen Vergehens wider den Kanzenparagraphe verurteilt worden ist. In einer solchen Lage befand sich Propst Gryglewicz aus Slesin, der bekannte Patriot, den das Bromberger Gericht wegen des Haltens einer Predigt über die Auferstehung des Herrn zu drei Monaten Festungshaft verurteilt hatte, da es in der Predigt eine Aufreizung zu Gewalttätigkeiten erblickt hatte.

Propst Gryglewicz begann seine Strafe in Glatz, an der böhmischen Grenze, abzusitzen. Gegenüber dem polnischen Priester war nicht nur nicht die Rede von irgendwelchen Erleichterungen, sondern man gestattete ihm im Gegenteil nicht einmal, die Rechte auszunützen, die den kriminellen Übertretern zugestanden werden. Nachstehend bringen wir ein Bündelchen von Schikanen, die von neuem das den Polen gegenüber in Anwendung gebrachte System mit unsterblichem Ruhm bedecken.

Unser Gefangener abonnierte einige polnische Zeitungen, die er sich unter Kreuzband übersenden ließ. Dies erschien dem Festungskommandanten, Herrn Oberst Gregory, gefährlich. Er erteilte also den Befehl, daß alle polnischen Zeitungen in geschlossenen Umschlägen

oder Paketen übersandt werden sollten, und daß sie der Gefangene nach jedesmaligem Durchlesen unter Verschuß nehmen sollte, damit ja keiner der aus Oberschlesien stammenden Ordonnanzen, Gott bewahre, eine polnische Zeitung in die Hand bekommen sollte.

Propst Gryglewicz richtete sich in christlicher Demut nach diesem Befehl, trotzdem die vom Kommandanten befohlene Art der Übersendung der Zeitungen diese sehr verteuerte. Es ist klar, daß es sich hier nur um eine Schikane handelte, weil man die angeblich den Soldaten durch das Lesen polnischer Zeitungen drohende Gefahr mit Leichtigkeit dadurch hätte abwenden können, daß man deutsche Ordonnanzen kommandiert hätte, die nicht polnisch verstehen. Aber hiermit nicht genug.

Eines Tages fand Herr Platzmajor Laacke auf dem Abort einige Fexen einer polnischen Zeitung. Es entstand eine große Staatsaktion. Der Herr Platzmajor verbat sich dies in scharfem Tone, indem er hinzufügte: „Ich bitte, sich darum zu bemühen, daß die Zeitungen aus dem Abtritt verschwinden!“ Propst Gryglewicz erwiderte, daß die Zeitung doch in Stücke gerissen sei, worauf der Herr Platzmajor erwiderte: „Ja, aber sie war noch brauchbar.“ Zum Schluß mußte Propst Gryglewicz die Zeitungsfexen von dem gefährlichen Ort entfernen. Er wußte augenscheinlich nicht, daß eine polnische Zeitung den Bestand des Staates sogar an Orten bedroht, die man für gewöhnlich nicht erwähnt.

Was für prächtiges Material ist das für die humoristischen Blätter! Ein preußischer Hauptmann, der in den Winkeln polnische Zeitungen sucht! Ein solcher Eiferer ist aus Patriotismus bereit, seine Nase auch in den Kübel zu stecken, um in ihm durch das Mikroskop die polnische Gefahr zu suchen. Ist das würdig der Vertreter der mächtigen Armee, die angibt, die erste in der Welt zu sein?

Die preußischen Machthaber sind indessen noch weiter gegangen. Als Propst Gryglewicz einmal eine Postkarte mit einem kleinen polnischen Adler erhielt, forderte ihn der Herr Kommandant Gregory auf, sich darum zu bemühen, daß man ihm überhaupt nicht offene Postkarten mit polnischem Text übersenden sollte, namentlich nicht aber solche, die man in national-polnischem Sinne deuten könnte. „Wenn jemand Postkarten senden will“ — so schloß der Herr Kommandant — „dann mag er deutsch schreiben.“ Von diesem Tage ab brachte dem Gefangenen nicht mehr eine Ordonnanz die Postkarten, sondern ein Feldwebel. Man verbot ihm auch, Postkarten mit polnischem Text durch die Ordonnanz zur Post zu senden.

Der Herr Propst wandte sich an zahlreiche Verwandte mit der Bitte, ihm keine gefährlichen Postkarten zu übersenden. Er konnte indessen nicht an jeden einzelnen seiner Bekannten schreiben. Er erklärte sich indessen bereit, durch Vermittlung der Zeitungen alle seine Korrespondenten aufzufordern, ihm nicht polnische Postkarten zu übersenden. Mit einer solchen Erlebigung der Angelegenheit wollte sich der Herr Kommandant merkwürdiger Weise nicht einverstanden erklären.

Die schlimme Laune des Herrn Kommandanten gegenüber dem polnischen Gefangenen wuchs von Tag zu Tag und erreichte endlich den Höhepunkt, als der Herr Propst eine Postkarte mit zwei Pferdeköpfen und eine zweite mit einem Hündchen erhielt, das auf einer grünen Wiese saß. Die Pferdeköpfe waren insofern gefährlich, als einer von ihnen grau und der andere braun war, also zusammen eine Farbe, die sich der gräßlichen rot-weißen Farbe nähert. Der Hund dagegen verletzte den Herrn Kommandanten durch die rote Farbe des Halsbandes. Auf keiner dieser Postkarten befand sich ein Text, also auch keiner, der sich auf das Polentum bezog. Sie waren vielmehr französisches

Fabrikat. Trotzdem ließ der Oberst dem Gefangenen durch den Platzmajor Laacke sagen, daß er ihm überhaupt jede Korrespondenz verbieten würde, wenn er noch fernerhin ähnliche Postkarten erhalten würde.

Einem polnischen Priester drohte man also ohne die geringste Veranlassung mit der Entziehung des Rechts, das sogar dem Verbrecher zusteht, der eine schwere Gefängnisstrafe absitzt. Das Verbot, irgendwelche Korrespondenzen anzunehmen, hätte unberechenbare Folgen nach sich ziehen können. Propst Gryglewicz erhielt nämlich nach der Festung amtliche Dokumente vom Landrat, Konsistorium, Kirchenvorstand, ja sogar von der Regierung, die er als Propst beantworten mußte. Unter andern teilte man ihm amtlich mit, daß Kaiser Wilhelm bei einem Kind aus der Pfarochie Glesin die Patenstelle übernommen habe. Die Regierung fragte an, ob der Kaiser als Taufpate in das Kirchenbuch eingetragen sei. Auf wen wäre die Verantwortung gefallen, wenn infolge der Gelüste des Herrn Kommandanten, der dem gefangenen Geistlichen verboten hatte, Briefe zu empfangen, dem Willen des Kaisers nicht Genüge geschehen wäre?

Propst Gryglewicz konnte mit Rücksicht auf seine Priesterwürde und auf seinen amtlichen Charakter die ungesetzlichen Anordnungen des Herrn Kommandanten und des Herrn Platzmajors nicht ruhig ertragen. Er bemühte sich also auf legalem Wege um seine Veretzung nach einer anderen Festung. Man überwies ihn nach Weichselmünde, wo er den Rest seiner Strafe unter Verhältnissen absaß, die einem Menschen und Priester mehr entsprachen. Es herrschte dort keine Reizbarkeit gegenüber polnischen Zeitungen, und bei der Überwachung des Gefangenen ging man nicht bis zu den Orten, von welchen man in anständiger Gesellschaft nicht spricht.

Am 13. d. M. verläßt Propst Gryglewicz die Mauern Weichselmündes nach dreimonatlichem Gefängnis für die nationale Sache. Die Schikanen, die ihm in Glas zuteil wurden, galten nicht so viel seiner Person, als dem Vertreter der ganzen polnischen Volksgemeinschaft, deren Sympathie er sicher sein kann. Der greise Priester hätte sich von den Kommandanten der Festungen mit den Worten des Alban Stolz verabschieden können: „Ein Nachtwächter und ein Festungskommandant, die ihren Pflichten nicht gerecht zu werden verstehen, können großes Unheil anrichten.“

schraubten und beredeten sie, die Unterschrift, betreffend das Gas, zurückzuziehen, dann werde die Reklamation helfen. Auf das Schreiben hin, welches Mutigere an die Regierung gerichtet hatten zwecks Beschleunigung der Einführung von Gas, legte der Herr Bürgermeister dar, daß er auf der Hut der Stadt stehe, er müsse sie also verteidigen, denn er kenne seine Bürger am besten. Ei, das ist auch wahr, daß er sie kennt und verteidigt, aber auch sich. Der Herr Bürgermeister verteidigt sich und seinen Sohn, welcher städtischer Kämmerer ist. Der Herr Bürgermeister, der hier eine Wirtschaft hatte, und der Herr Kämmerer haben lange Jahre hindurch keine Steuern gezahlt. Erst im vergangenen Jahre fand hier eine außerordentliche Revision auf Veranlassung der Regierung statt, und sie hat diese Wunder aufgedeckt. Die Behörde erlangte in dieser Sache vom Herrn Bürgermeister Erklärungen, und dieser antwortete, sie hätten auf Grund eines Beschlusses der Stadtverordnetenversammlung nicht gezahlt; diese habe sie von der Steuerzahlung befreit.

Indes weiß die Stadtverordnetenversammlung, soweit man mich unterrichtet hat, von keinem solchen Beschlusse etwas. Solche Dinge gehen vor, und was sagt die königliche Regierung dazu? Der Herr Bürgermeister kennt seine Bürger, das ist wahr, wenn er keine Abgaben zahlen konnte; und da er sie kennt, so hat er, weil er wieder das Wohl der Stadt im Auge und von der königlichen Regierung die Anordnung erhalten hatte, die Sache betreffend das Gas einmal der Stadtverordnetenversammlung zur Beschlussfassung vorzulegen, schließlich die Stadtverordnetenversammlung einberufen, doch gerade zu einer Zeit, wo einer der Stadtverordneten, der die Einführung von Gas mit ganzer Seele verfocht, ermattet von der Arbeit auch auf anderem Gebiet, zwecks Rettung der Gesundheit verweist war. Da der Hauptanhänger der Gasbeleuchtung fehlte, war niemand da, der dem Herrn Bürgermeister stärker opponiert hätte. So haben denn die Anhänger des Gases, da sie nicht genügend Kraft in sich fühlten, vor dem Herrn Bürgermeister kapituliert; denn gewiß standen ihnen die Steuern und die Stärke des Herrn Müller vor Augen. Die Namen dieser Stadtverordneten werde ich nicht nennen, denn wir kennen sie hier. Wenn es zur Wahl kommen wird, werden wir mit ihnen abrechnen.

Ein Lehrer.

Aus Nr. 182 des Goniec Wielkopolski (Posen)
vom 11. August 1911:

Bnin, den 6. August.

Etwa zwei Jahre sind seit der Zeit vergangen, als in unserem Städtchen die Stadtverordneten-Versammlung nach Gasbeleuchtung zu streben begann. Und diese ganzen beiden Jahre hindurch hat sie einen Kampf fast aufs „Messer“ mit dem Herrn Bürgermeister Müller geführt, der mit aller Kraft der Einführung von Licht sich zu widersetzen suchte. Sollte der Herr Bürgermeister das Licht scheuen?

Wir waren der Hoffnung nahe, daß wir endlich für die langen Winterabende Licht haben würden. Aber wozu ist der Herr Bürgermeister da? Man fing an, die zu schikanieren, welche für das Gas waren. Den Einen denunzierte man. An einem hohen Festtage, zu der Zeit, wenn in der Kirche die Hauptandacht abgehalten wird, kam der Herr Bürgermeister auf den Hof eines gewissen Bürgers und revidierte die Kuhställe, die Pferdeställe usw., dann ordnete er an, daß gebaut werde, entgegengesetztenfalls werde er die Gebäude für „hausfällig“ erklären. Andre schraubte man in den Steuern, und gewisse Leute kamen zu den Ge-

Aus Nr. 180 der Gazeta Polska (Kösten)
vom 10. August 1911:

„Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden.“

Wie in Preußen die Selbstverwaltung der Gemeinden aussieht, davon haben wir schon oftmals geschrieben. Zahllose Beispiele beweisen es, daß das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden nur auf dem Papier besteht, daß mit der Gemeinde in Wirklichkeit die Herren Landräte und Distriktskommissare regieren.

Hier ein neuer Fall, über welchen uns aus Stankowo, Kreis Kösten, geschrieben wird. Im April hatten wir die Wahl eines zweiten Schöffen, und wir wählten den früheren Gemeindevorsteher Stanislaus Urbansti. Infolge dieser Wahl ist U. aufgefördert worden, in der Kreiskasse ein Darlehen aufzunehmen und damit seine Schuld in der Volksbank in Kriewen zu decken. Doch U. hat sich entschieden geweigert, dieses zu tun.

Daraufhin erhielten wir vom Herrn Distriktskommissarius Ohwald in Kriewen Nachricht, daß am 3. August Herr Karl Cierpinski, Gastwirt in Stankowo und einziger Deutscher im Dorfe als vorläufiger Schöffe

ins Amt eingeführt werde. Und so ist es auch geschehen.

Über einen zweiten ähnlichen Fall berichtet man aus Janowo Przysgodzkie der Gazeta Ostrowska: Bei der Gemeindevorstandswahl erhielten Paul Zembrzejewski und Anton Wawrzyniak je 6 Stimmen. Der Distriktskommissarius entschied zu Gunsten des Wawrzyniak doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Bestätigung erst dann erfolgen werde, wenn W. sich verpflichtet, aus der polnischen Bank auszuscheiden!

So also sieht die bürgerliche Freiheit und das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden in Preußen aus. Die Bürger können wählen wen sie wollen, doch die Herren Kommissare bestätigen, wen sie wollen. Ja, dafür sind wir Polen doch nur auch Bürger zweiter Klasse, wenigstens was die Rechte anbetrifft; was die Pflichten anbetrifft, so ist das allerdings eine andere Sache.

Aus Nr. 186 des Kurjer Poznański (Posen)
vom 17. August 1911:

Das Sokolfest in Koschmin.

Am Sonntag, den 13. August, beging der Koschminer Sokolverein den 15. Jahrestag seines Bestehens in Verbindung mit der Fahnenweihe. An der Feier haben alle Vereine des Gaues III. teilgenommen.

Pünktlich um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr begann das Wettturnen, zu welchem 45 Turner antraten. Das Ergebnis war zufriedenstellend.

Um 9 Uhr fand der feierliche Akt der Entfaltung der Standarte des Koschminer Vereins statt. In heißen Worten sprach der Vorsitzende des Gaues III, Kamerad Dr. T. Kubacki, indem er die Anwesenden auf die Bedeutung der Standarte hinwies. Unter ihr möchten sich alle jammeln, welche es als ihre Bürgerpflicht erachteten, nicht zu erbittern, sondern zu beschwichtigen, nicht zu trennen, sondern zu verbinden, nicht zu entzweien, sondern zu vereinen. Er schloß mit der Betschwörung, daß demjenigen, welcher sich erdreisten sollte, die Standarte zu beflecken, die Rechte vertrocknen, das Gehirn den Dämonen versagen und das Blut für immer in den Adern erstarren möge. Nach Einhändigung der Standarte an den Fahnenträger sprach der Vorsitzende des örtlichen Vereins, Kamerad Dehmel, wobei er das Versprechen abgab, daß der Verein die Standarte unbeschadet erhalten werde. Das Einschlagen der Erinnerungsnägel durch die Vorsitzenden der Vereine des III. Gaues sowie der Delegierten des Posener Sokolvereins, Jeczkiowiat, beendete diesen feierlichen Moment.

Um 9 Uhr fand eine feierliche Messe in der schönen Koschminer Kirche statt. Hierbei sprach vom Altare her der verehrungswürdige Prälat Lufomski, indem er auf die Pflichten der katholischen Polen gegenüber der Kirche und unserem heiligen Glauben hinwies. Ein Hort der Kirche könne nur eine starke Nation sein, ein Volk, welches sich um seine physische und moralische Erziehung kümmere. Darum könne man die Ziele, die sich der Sokol gesteckt habe, mit den Grundzügen der Kirche völlig in Einklang bringen. **Nach dieser erhebenden Ansprache weihte der Prälat die Standarte.**

Nach beendeten Proben fand eine Sitzung und sodann ein gemeinsames Essen statt, zu welchem sich nahezu 150 Sokols und Gäste, darunter der **Prälat Lufomski**, niederließen. Der örtliche Vorsitzende, Kamerad Dehmel, dankte in herzlichen Worten

dem Dr. Kubacki für die übernommenen Mühen, für seine unermüdliche Arbeit und übertrug ihm den Vorsitz. Mit einem donnernden „Gut Heil!“ und „Er lebe hoch!“ wurde der Herr **Prälat Lufomski** aufgenommen, den der Gauvorsitzende Dr. Kubacki begrüßt, indem er den Anwesenden, dessen emsige Arbeit zum Wohle seiner Parochianen und vor allem sein aufrichtiges Interesse für den Koschminer Sokol darstellt. Darum hörte auch der Beifall nicht auf, als Redner darauf hinwies, daß der Prälat für das Fest des Koschminer Sokolvereins uneigennützig seinen umfangreichen Propsteigarten zur Benutzung überlassen, daß ferner dieser Priester selbst mit Rat und Tat geholfen habe bei der Herrichtung eines Turnplatzes. Solche Priester treffe man leider selten. Sodann begrüßt Dr. Kubacki den Delegierten Kameraden Stanislaus Borucki, welcher den besten Beweis von Sokolgewissenhaftigkeit gegeben habe, indem er das soeben abgehaltene Wettturnen durchführte; ferner begrüßte er den Delegierten des Posener Sokols, die Vereinsvorsitzenden, die Gäste und die Sokolschar. Hierbei bot er einen kurzen Abriss der Ziele und Aufgaben des Sokols. Es herrschte eine sehr festliche Stimmung, darum wollten die Trinksprüche kein Ende nehmen.

Um 4 Uhr fand der Umzug durch die Stadt statt, zu welchem außer 200 Sokols die übrigen örtlichen Vereine mit dem Prälaten an der Spitze antraten. Der Marsch ging inmitten der schön dekorierten Straßen und unter einem Blumenregen nach dem Hotel du Nord.

Pünktlich um 5 Uhr begannen in dem angefüllten Propsteigarten die turnerischen Vorführungen der männlichen und weiblichen Abteilungen unter der Leitung des tüchtigen Gauturnwarts Kameraden Wodniakowski. Dank seinen eifrigen Bemühungen und seiner Energie wurde das ganze reichhaltige Programm aufs Beste glatt durchgeführt. Die den ganzen Tag über dem Sonnenbrand ausgesetzt gewesene Kameradenschar, welche am Ende fast die Kräfte verließen, legte ein Examen an Festigkeit und eisernem Willen ab. Die Übungen beendete eine Vorführung des Schildberger Vereins in Goralentracht mit Beifstößen.

Bei der Polonaise erfolgte die Bekanntgabe der Sieger. Hier ihre Namen: I. Grad: 1. Stanislaus Nadolski-Ostrowo, 2. Paul Kozka-Ostrowo, 3. Vincent Kozlowski-Schildberg. II. Grad: 1. Kasimir Tuczynski-Pleschen, 2. Stefan Chojnacki-Pleschen, 3. Alex Gorys-Ostrowo. Den Wanderpreis im Tauziehen erhielt der Verein Jarotschin.

Die Festlichkeit schloß mit einem Tanzvergnügen im Saale des Hotel du Nord.

M. Jeczkiowiat.

Aus Nr. 32 des Glos Wielkopolanek (Posen)
vom 12. August 1911:

Im Streben nach der Wiedergeburt.

Unserer Gesamttheit kann sogar der Feind eine große Lebensfähigkeit nicht absprechen.

Auf sich selbst angewiesen, ohne Rückhalt auf eine eigene starke, staatliche Organisation, dabei den fortwährenden Schlägen eines mächtigen Gegners, der in den Mitteln zu unserer Vernichtung nicht wählerisch ist, ausgesetzt, sind wir nicht unterlegen, sondern wir leben ein volles, vorwärts strebendes Leben.

Unser Streben nach nationaler Wiedergeburt können wir auf fast allen Gebieten der nationalen Produktivität, auf allen Gebieten unserer weiten Arbeit

beobachten. Wir zeigen für diese Arbeit von Tag zu Tag ein immer tieferes Verständnis, und gehen dank dessen vorwärts, ohne in der Entwicklung zurückzubleiben und sich von anderen überholen zu lassen. Auf dem wirtschaftlichen Gebiet machten wir die größten Fortschritte; es genügt, auf den Jahresbericht des Verbandes der wirtschaftlichen und Erwerbsgenossenschaften, auf die Entwicklung der landwirtschaftlichen Vereine einen Blick zu werfen. Wir heben uns auch kulturell, davon zeugt die Entwicklung unseres Bibliothekwesens und unserer Presse; es wächst auch allmählich unser politisches Bewußtsein.

Wir besitzen aber noch ein Feld einer überaus wichtigen nationalen Arbeit, aber leider bisher unterschätzten Arbeit, das noch völlig brach liegt. Dieses Feld — ist die Arbeit an unserer physischen Wiedergeburt, an der Abhärtung unseres Körpers für so viele Kämpfe und Widerwärtigkeiten, für die vielen Mühen, welche uns im Streben zur Festigung des nationalen und eigenen Daseins auf Schritt und Tritt begegnen.

Wie sieht unsere Arbeit auf diesem Felde gegenüber den Arbeiten anderer Gesamtheiten aus!

Wir sind auf diesem Felde hinter den Gesamtheiten, die gesund in die Zukunft schauen, weit zurückgeblieben. Um sich davon zu überzeugen, brauchen wir nur in das „silberne Buch“ des Posener Sokolvereins zu blicken, brauchen wir nur die Abhandlung von Czeslaus Rendszieski, Redakteurs des Sokol über „die physische Erziehung bei den modernen Völkern im Lichte der Ziffern“ und vergleichen wir die Ziffern, die dort angegeben sind, mit der Ziffer derjenigen, die bei uns Verständnis für die Wichtigkeit der physischen Erziehung besitzen und die darüber arbeiten, die eigenen Kräfte systematisch zu stärken und den eigenen Körper abzu härten. Wir besitzen im Deutschen Reiche — wenn wir hoch greifen — 10 000 Sokols. Der überwiegende Teil dieser Zahl sind nur Sympathiker des Sokols, die ihn mit ihren Monatsbeiträgen unterstützen, aber nicht als tätige Mitglieder arbeiten. Solcher, die die Bedeutung der physischen Erziehung begreifen und daher ihre Muskeln durch Übung abhärten, haben wir — ebenfalls hoch gegriffen — gegen 4000.

Darüber hinaus haben wir einige Hundert oder vielleicht nur Duzend Polen, welche in anderen, mit dem Sokol nicht in Verbindung stehenden Vereinen für die physische Erziehung, in den Sport- und Segelclubs usw., welche ebenfalls kein völliges Verständnis für die Aufgaben besitzen, systematische Übungen betreiben. Diese Zahl ist überhaupt so nichtig gegenüber den Zahlen, welche andere Völker aufzuweisen haben, daß wir uns schämen und uns möglichst bald an eine energische Besserung des Bösen herannachen müßten.

Worin sind die Ursachen des Fehlens unserer Lebensfähigkeit auf dem Gebiete der nationalen Erziehung zu suchen? Wir dürfen uns nicht damit entschuldigen, daß wir so viele andere Arbeiten, so viele andere Aufgaben zu erfüllen haben, daß wir uns also gerade an diese Arbeit nicht herannachen konnten, daß wir gerade heraus gesagt, keine Zeit dazu hätten.

So dürfen wir nicht sprechen, denn wir müssen für das, was zu unserer Entwicklung notwendig ist, Zeit haben. Die Ursachen müssen wir also nicht im Zeitmangel, sondern in der physischen, leiblichen Bequemlichkeit unsrer intelligenten Schichten suchen. Als unsere Schlachten bequem geworden ist und das kriegerische Lagerleben mied, fiel Polen. Und unser gegenwärtiges Polen muß einstmals untergehen, muß verloren gehen, wenn die führenden Schichten des Volkes nicht anfangen werden, für ihre physische Erziehung zu sorgen.

Wer härtet heute in unsrer Gesamtheit seinen Körper mit Hilfe von Übungen und Sports ab? In der Hauptsache doch nur der Arbeiter und Handwerker und zwar instinktmäßig —. Ihre diesbezügliche Arbeit stützt sich nicht auf die Kenntnis der Sache, sondern sie üben deswegen, weil andere auch üben ihnen die Übungen ein gewisses Vergnügen bereiten.

Die Leute, deren Pflicht es wäre, Verständnis für die Wichtigkeit der physischen Erziehung zu verbreiten, also in erster Linie unsere Ärzte, halten sich abseits vom Sokolium, abseits von der Sportbewegung. Soweit wir heute in unseren Reihen einzelne haben, die über die Bedeutung der Gymnastik vom wissenschaftlichen Standpunkte schreiben, so sind das etwa nicht Ärzte, sondern praktische Gymnastiker, die dank ihrer eigenen moralischen Arbeit, dank dem Wunsche, der Gesamtheit zu dienen, und dank der großen Intelligenz das gefunden haben, was zu finden den Ärzten, die den menschlichen Körper kennen, viel leichter gewesen wäre. Ein Czeslaus Klos hat in sein bei uns einzig dastehendes Werk, betreffend die physische Erziehung, eine solche Masse von Arbeit hineingelegt, daß die Gesamtheit ihm dankbar dafür sein müßte. Und diese Dankbarkeit müßte sich in dem Wunsche kundgeben, diese Arbeit kennenzulernen und das, was der Verfasser wünscht, in die Tat umzusetzen.

Vor allen Dingen müßte unsere junge Intelligenz und vor allen Dingen unsere künftigen Ärzte das Büchlein kennen lernen, sie müßten weiter den Inhalt des „silbernen Buches des Posener Sokols“ studieren. Wenn das erfolgt sein wird, so können wir überzeugt sein, daß wir in mehreren Jahren das, worin uns andere Völker vorangeeilt sind, nachholen werden, daß auch wir anfangen werden, mächtig zur physischen Wiedergeburt zu streben.

I. P.

Aus Nr. 32 des Poradnik Gospodarski (Posen)
vom 11. August 1911:

Bericht über die Generalversammlung der landwirtschaftlichen Vereine des Kreises Schmiegel.

Die Generalversammlung der landwirtschaftlichen Vereine des Kreises Schmiegel fand bei einer Beteiligung von 219 Mitgliedern am 2. Juli im Saale des Schützenhauses in Schmiegel statt.

Die Versammlung wurde von dem Vizepatron, Herrn Xaver Speichert aus Pogowo, eröffnet, der die Versammelten und insbesondere das Patronatsmitglied, Herrn Redakteur Brownsford, dem er den Vorsitz übertrug, begrüßte. Herr R. Brownsford drückte, nachdem er den Vorsitz übernommen hatte, seine Zufriedenheit über das zahlreiche Erscheinen der Mitglieder aus, regte die Wirte zu weiterer intensiver Arbeit in den Vereinen an und wies auf deren Erfolge hin. Ferner erläuterte der Herr Vorsitzende den Versammelten die Verteilung der Arbeit des Patronats und hob die Wichtigkeit des weiteren Sichbildens in der Landwirtschaft, sowie der Erziehung des jüngeren Geschlechts hervor.

In Gemäßheit der Tagesordnung nahm das Wort Herr Graf von Zoltowski aus Czacz, er referierte über das Thema: „über die Zölle in der Landwirtschaft“. Der Referent gab in wohlverständlicher Weise Aufklärung über die Landwirtschaft betreffenden Zollgesetze, sprach über deren eventuelle Änderung und wies auf ihre Folgen für uns hin. Der Vorsitzende, Herr Brownsford, dankte dem Herrn Grafen von Zoltowski für den schätzbaren Vortrag

und hob die ungeheure Tragweite der landwirtschaftlichen Zölle hervor.

Nunmehr erteilte der Herr Vorsitzende das Wort dem Herrn Stephan Ponikiewski aus Drobnin zu dem Thema „Über den Kredit in der Landwirtschaft“. Der sehr interessante Vortrag fand allgemeine Anerkennung und rief eine lebhafteste Diskussion hervor, an der sich die Herren St. Brownsford, Skoradzki und Kopczyński beteiligten.

Herr Mueller aus Schmiegel sprach über „die Bestellung des Ackers für den Roggen“. Das fachmännisch bearbeitete Referat fand allgemeinen Beifall und veranlaßte zur Diskussion.

Zum Schluß dankte der Vorsitzende den Herren Referenten für die belehrenden Vorträge, den Mitgliedern fürs zahlreiche Erscheinen und regte an, aus den vom Patronat veranstalteten Vorträgen und Kursen Nutzen zu ziehen; das sollten sowohl die Wirte selbst als auch ihre Söhne tun.

Der Vorsitzende schloß nunmehr die Versammlung, zu der Vertreter von neun Vereinen erschienen waren, nämlich vom Verein Barchlin 13, aus Bialcz 35, aus Czacz 34, aus Dlugomy 5, aus Kamieniec 4, aus Parzenczewo 7, aus Schmiegel 72, aus Polnisch-Wilke 36, aus Wognitz 13.

Der Verein junger Landwirte war vertreten durch dessen stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Stephan Ponikiewski und durch den unterzeichneten Protokollführer der Versammlung. Joseph Czochron.

Aus Nr. 187 des Dziennik Bydgoski (Bromberg) vom 17. August 1911:

Schubin, den 13. August.

Heute ist in einer Versammlung, die zu diesem Zweck von dem Kameraden Lukomski einberufen worden war, hier eine Filiale der polnischen Berufsvereinigung gegründet worden. Zur Versammlung waren als Delegierte auch die Kameraden Kochowiak und Schneider aus Bromberg erschienen.

Die Versammlung eröffnete um 1/2 2 Uhr im Bialeckischen Lokale am Neuen Markt der Kamerad Lukomski.

Zum Vorsitzenden wurde Pawelczak gewählt, der zum Schriftführer den Kameraden Lukomski berief. Nach Annahme der Tagesordnung ergriff Kochowiak das Wort zu einem Vortrag über die Berufsverbände und ihre Aufgaben, und machte dann auf unsere polnische Organisation aufmerksam, die, nachdem sie sich zu einem einzigen festen Verbands unter dem Namen „Polnische Berufsvereinigung“ zusammenschlossen habe, ihren Mitgliedern bedeutend größere Vorteile gewähre, als die fremden Verbände. Bei dieser Gelegenheit zählte Redner die einzelnen Unterstützungen auf, die die polnische Berufsvereinigung ihren Mitgliedern gewährt habe und forderte zu der Losung auf: „Einer für alle, alle für einen.“ Ferner erklärte Redner, daß wir durch den Eintritt in unsere polnische Organisation uns eine bessere Existenz erkämpfen, bessere Arbeits- und Lohnverhältnisse erzielen und wie eine Mauer der niederträchtigen Ausbeutung des Kapitalismus gegenüberstehen würden.

In der Diskussion ergriff Kamerad Schneider das Wort und ermunterte die Anwesenden, als Schmiede der gemeinsamen Kette noch ein Glied anzuschmieden. Wenn diese Kette gut geschmiedet und stark sein würde, dann würden keine Versuche unserer Gegner imstande sein, sie zu zerreißen.

Dann erklärte der Vorsitzende, daß die Ausführungen beider Redner alle überzeugt hätten. Er

ging nun dazu über, die sich Meldenden als Mitglieder einzutragen. Alle 16 Anwesenden meldeten sich als Mitglieder.

In den Vorstand wurden gewählt:

Ignaz Pawelski, Vorsitzender.

Wladislaus Krüger, Schriftführer.

Ignaz Lukomski, Kassierer.

In den Ausschuß wurden gewählt:

Stefan Lukomski,

Felix Maslowski,

Bronislaus Maczowia.

Auf Verlangen der Mitglieder erteilten die Delegierten dem Vorstande und den Mitgliedern Erläuterungen hinsichtlich ihrer Pflichten. Dann wurde beschlossen, alle 14 Tage eine Versammlung abzuhalten.

Nach Erledigung der Tagesordnung schloß der Vorsitzende die Versammlung mit den Worten: „Glück auf“.

Aus Nr. 188 des Dziennik Kujawski (Hohenfalsa) vom 17. August 1911:

Ein neuer landwirtschaftlicher Verein.

Am 13. d. Mts. ist infolge der Bemühungen des Herrn Dr. Julius von Trzeinski, des Vizepatrons für den Kreis Strelno, in Ostrowo bei Gembitz ein landwirtschaftlicher Verein gegründet worden. Es ist dies der zehnte Verein im Kreise Strelno.

Es sind ihm sofort 20 Bauern beigetreten. Zum Vorsitzenden wurde Propst Hechmann aus Ostrowo bei Gembitz gewählt, zum stellvertretenden Vorsitzenden Dwczarzak, gleichfalls aus Ostrowo, zum Schriftführer Meller aus Bielsko, zum Kassierer Hartwig aus Bielsko, zu Beisitzern Mochalski aus Bielsko, Wrowczynski aus Jaworowo und Molenda aus Siedluchno.

Dem Verein werden nachstehende Dörfer angehören: Ostrowo bei Gembitz, Bielsko, Ciencisko, Jbytow, Siedluchno und Jaworowo.

Die Versammlungen sollen am ersten Sonntag im Monat stattfinden; in der nächsten Sitzung findet die Wahl des Schiedsgerichts statt. Alle einigten sich auf einen Jahresbeitrag von 4 Mark.

Dem neuen Verein „Glück auf“.

Aus Ost- und Westpreußen.

Aus Nr. 96 der Gazeta Olsztynska (Allenstein) vom 15. August 1911:

Warum stellen wir in Polnisch-Ermland eigene Kandidaten auf?

Die ermländischen Zentrumsleute sprechen uns bei den Wahlen die Aufstellung eigener polnischer Kandidaten ab. Und doch stellt jede Partei, wo sie ihre Anhänger hat, überall eigene Kandidaten auf. Oftmals ist es den Parteien bekannt, daß sie ihren Kandidaten nicht durchbringen werden, und trotzdem lassen sie auf ihn die Stimme abgeben, um die eigenen Kräfte zu zählen. Die Sozialdemokraten stellten fast in allen Wahlkreisen des Deutschen Reiches eigene Kandidaten auf, das Zentrum tut dasselbe in den Wahlkreisen, wo einige tausend Deutsch-Katholiken wohnen. In Westpreußen organisiert sich das Zentrum in fast allen Wahlbezirken, obwohl es dort keinen einzigen Abgeordneten durchbringt. In diesen Tagen schrieb jemand in der Germania, das Zentrum in Masuren zu organisieren, wo man die Zentrumstimmen in allen Bezirken nur auf einige hundert angibt. Also sogar in solchen Bezirken hält es das Zentrum für angebracht, auf eigene Kandidaten

zu stimmen. Das wird dem Zentrum kein ehrlicher Mensch übelnehmen, denn wenn man Anhänger hat, muß man ihnen einen eigenen Kandidaten geben.

Da nun das Zentrum dieses tut, so hätte man denken müssen, daß es auch andern daselbe zu tun gestattet. Leider geschieht dieses nicht. Unsere ermündischen Zentrumsleute, dieser Schweif der großen Zentrumsparthei, sprechen uns in Polnisch-Ermünd das Recht ab, auf den eigenen Kandidaten zu stimmen, obwohl die polnische Bevölkerung in geschlossener Masse seit Urväterzeiten hier wohnt, und auf den polnischen Kandidaten tausende von Stimmen fallen würden. Die ermündischen Zentrumsleute führen also ein doppeltes Maß, ein anderes für sich, und ein anderes für uns. Kein gerecht denkender Mensch kann uns das Recht absprechen, für den eigenen Kandidaten zu stimmen, wenn bei der letzten Wahl unser Kandidat 7500 Stimmen erhielt.

Die Zentrumsleute — so wird vielleicht mancher einwenden — sind doch Katholiken wie wir. Wäre es da nicht besser, für einen gemeinsamen Kandidaten zu stimmen? Das ist unmöglich, denn die Deutschen würden niemals ihre Stimme einem Polen geben, und die Polen werden ihre Stimme wiederum keinem Deutschen geben, denn dieser versteht das polnische Volk nicht und kann es deshalb nicht verteidigen. Wir werden bei den Wahlen daher immer zwei verschiedene katholische Lager, welche durch Sprache und Nationalität getrennt sind, haben. Doch wie zwei Hände einen Leib bedienen, so müßten die polnischen und deutschen Katholiken sich gegenseitig stützen und nicht bekämpfen.

Mögen also bei der nächsten Wahl die deutschen Katholiken dafür sorgen, daß ihr Kandidat alle ihre Stimmen erhält, daselbe wollen auch wir tun. Uns geht es garnicht darum, deutsche Stimmen zu angeln, wir wollen nur die Stimmen des polnischen Volkes haben, denn diese sind Wein von unserem Wein und Blut von unserem Blut. Einzig auf dieser gerechten Grundlage, wo der Deutsche für den Deutschen und der Pole für den Polen stimmt, kann Friede und Eintracht unter den polnischen und deutschen Katholiken herrschen. Dann können zwei katholische Lager, das deutsche und das polnische, friedlich nebeneinander bestehen. Beide Lager könnten dann Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Feind des heiligen Glaubens kämpfen.

Wenn man indes die sonstigen Verhältnisse in Ermünd kennt, so muß man bezweifeln, ob es jemals zu einer solchen gerechten Verteilung der Verhältnisse kommt, denn die ermündischen Zentrumsleute wollen nicht nur nicht an der gerechten Teilung: „der Deutsche dem Deutschen und der Pole dem Polen“ festhalten, sondern sie wollen uns einfach garnicht kennen. Sie wollen uns nicht als eine Partei des polnischen Volkes anerkennen, welche die gleichen Rechte hat wie die Partei der deutschen Katholiken; sie sehen uns vielmehr für die dumme Masse an, welche nach ihrer Pfeife tanzen muß. Die polnischen Führer sehen sie als Radikale und Sozialisten an, die man ausrotten müsse, um dann das polnische Volk desto sicherer in Händen zu haben. Und hierin liegt die Ursache, warum der verbissene Kampf zwischen den Kindern eines Glaubens tobt.

Wir werden uns nicht niedertreten lassen; wir sind keine Menschen zweiter Klasse, wir haben dieselben Rechte wie die Deutschen und verlangen, daß die ermündische polnische Partei als eine Partei unseres Volkes anerkannt wird, welche nicht schlechter ist als die Partei der deutschen Katholiken. Wir wollen einen gerechten Frieden, wir lassen uns nicht erniedrigen und niedertreten! In diesem Falle müssen wir also ohne Verständigung mit den deutschen Katholiken kämpfen,

auch wenn man uns noch mehr wie bei den letzten Wahlen mit Schwuz bewerfen sollte; denn nicht nach der Tonnenzahl der auf uns verspritzten Galle, sondern nach der Reinheit unseres Gewissens wird uns unser Herrgott richten!

Vicz. (Die Geißel).

Aus Nr. 96 der „Gazeta Grudziadzka“ (Graudenz) vom 12. August 1911:

Das Erbe des eisernen Reichskanzlers.

Wenn die Deutschen, und besonders die Preußen, Bismarck als den Schöpfer der deutschen Macht in der Welt und der großen Bedeutung Preußens in Deutschland preisen, so haben sie vollkommen Recht. Denn er hat es dank seines scharfsinnigen Geistes und der beipielslosen Rücksichtslosigkeit zustande gebracht, daß unter der Führung Preußens das frühere Deutsche Kaiserreich wieder zum Leben erweckt worden ist. In Wirklichkeit war er also der Schöpfer der Macht Deutschlands und Preußens, und nicht Wilhelm I., denn ohne Bismarck wäre er geblieben, was seine Vorgänger waren: König von Preußen. Das Verdienst Wilhelms I. bestand einzig und allein darin, daß er sich Bismarck zu seinem Berater gewählt und ihm blind gehorcht hat, indem er sich seinem Scharfsinn und eisernem Willen ergab.

Wie einerseits aber die blinde Nachgiebigkeit des alten Wilhelm gegenüber Bismarck für Preußen und Deutschland heilsam war, so trug sie andererseits sehr gefährliche Keime in sich.

Bis zu den Zeiten Wilhelms I. ist Preußen nämlich durch die persönliche Tüchtigkeit seiner Herrscher gewachsen, die dank ihrer persönlichen Fähigkeit selbständig und selbstherrlich das Staatsschiff geleitet und es zu immer größerer Bedeutung und Macht geführt haben. Zu Zeiten Wilhelms I. ist Preußen zwar noch größer geworden, denn es wurde der führende Staat in ganz Deutschland, wenn nicht gar in ganz Europa. Doch dieses riesenhafte Wachsen war nicht mehr ein Verdienst des Herrscherhauses, sondern eines der Untergebenen, eines gewöhnlichen preußischen Edelmanns, der, an die Seite des Monarchen gelangt, den Staat selbst regiert und geleitet hat, ihm nur die Bestätigung und Belohnung seiner Taten überlassend.

Die Preußen und Deutschen haben Wilhelm I. zwar bis zur Übertreibung gepriesen und geehrt, aber das Gefühl, mit denen sie bisher gewohnt waren, ihre Monarchen zu beglücken, das Gefühl der göttlichen Verehrung, haben sie seinem Berater Bismarck zugewandt, dem sie den bezeichnenden Beinamen „Eiserner Kanzler“ gegeben haben. Und so zeigte sich den Preußen mit dem Augenblick, wo die Kaiserkrone auf dem Haupt des Königs von Preußen ruhte, die mächtige Rechte des Reichskanzlers, welche diese Krone auf dieses Haupt gesetzt hatte. In den Köpfen der Preußen wurde die Frage lebendig: Wer ist größer, der, der die Krone auf dem Kopfe hat, oder der, der sie auf diesen Kopf gesetzt hat?

Und der eiserne Kanzler verstand es, seine Landsleute davon zu überzeugen, daß er der größere sei. Und als er sich höher wie sein Herr sah, obwohl dieser die Kaiserkrone trug, ließ er sich durch nichts hindern, sondern rechnete nur mit der einen einzigen Rücksicht, ob das, was er beabsichtigte, gelingen könnte. Weder die Grundsätze der Gerechtigkeit noch der Würde waren für ihn maßgebend, denn er stand doch höher wie der Kaiser selbst. Und er begann mit eiserner Hand seiner Nation neue Gesetzestafeln zu schmieden, die ganz anders waren, als sie der Schöpfer durch Moses der

Welt gegeben hat. Er goß seinen Geist der Eigenliebe und Rücksichtslosigkeit in sie hinein. Und der alte Kaiser, der auf der Krone, die er trug, die eiserne Hand seines Beraters fühlte, bestätigte und lobte alles, ohne daß er dreist genug gewesen wäre zu bemerken, daß wenn der Thron des Monarchen dauernd und vom herrschenden Stamm von Geschlecht zu Geschlecht verwaltet werden soll, er nicht auf der Faust und Übermacht, sondern auf Gerechtigkeit beruhen muß.

Und so ist er als „Wilhelm der Große“ in die Vergangenheit gegangen, aber seine Untertanen wußten, daß wenn er „groß“ war, Bismarck noch „größer“ war.

Sein Nachfolger, Friedrich II., begriff die drohende Lage, doch er herrschte zu kurz, um etwas ändern und verbessern zu können. Dazu hat sich sein Sohn Wilhelm II. aufgerafft. Als Bismarck anfang, ihm, wie früher seinem Großvater, seinen Willen aufzudrängen, zögerte er nicht, ihm das Steuer der Regierung aus der Hand zu nehmen, um ihm zu zeigen, daß er der Herr und dieser nur Diener und Helfer ist.

Doch der eiserne Kanzler war schon zu lange Herr, um wieder Diener sein zu können, er hatte schon zu lange seinen Willen dem Kaiser aufgedrängt, um sich jetzt dem Willen des Kaisers zu unterstellen. Und vor allen Dingen fühlte er sich zu sehr als Schöpfer der Macht und dieser Krone, um nicht auf ihre Erbschütterung und Herabsetzung zu achten. Und schließlich fragte er auch nicht, ob es würdig und gerecht sei, sondern nur einzig und allein danach, ob das zu machen geht und ob die Kräfte dazu reichen.

Daher begann er mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit mit dem jungen Kaiser einen hartnäckigen Kampf. Er war auch in den Mitteln nicht wählerisch, er ließ sich nicht durch den Umstand hindern, daß er damit den Kaiserthron untergrub, den er mit eigener Hand aufgebaut hatte, daß er die Macht schwächte, deren Grund er selbst gelegt hatte. Anscheinend war er verlassen in seiner Verbannung, doch bald sammelte er zahlreiche Scharen von Anhängern um sich, die er zum Kampf anfeuerte. Vor allen Dingen zog er diejenigen in diese Reihen hinein, deren er sich früher bediente, um seine Absichten durchzuführen, **diese Meute patriotischer Schreier**, die in der Ausgabe von Losungen und in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung schon eingearbeitet war. Dann nahm er in seine Reihen alle auf, bei denen er irgend eine unbefriedigte Gier nach Macht und Nutzen erblickte. Und er schaffte eine Armee, der er als Aufgabe und Erbe das Wachen über das Schicksal und die Unversehrtheit der Macht hinterlassen hat, die er geschaffen, besonders aber das Wachen über den jungen Kaiser und seine Berater, damit sie nicht den Weg verlassen, den er den Deutschen und Preußen gesteckt hat.

Und diese Armee, die den Namen Alldeutsche oder Hakenisten trägt, bewacht streng das Erbe des eisernen Kanzlers. Da sie von seinem Geist erzeugt ist, kennt sie weder Rücksichten noch Skrupel. Wenn also der Monarch nicht dort hingehen will, wohin sie ihn zieht, dann zögert sie nicht, ihn mit Schmutz zu bewerfen und zu beißen, denn der eiserne Kanzler hat ihr ein Beispiel gegeben, wie man den Kaiser leiten, wie man ihm befehlen muß!

Ein solches Erbe hat Bismarck, der eiserne Kanzler, den Deutschen und Preußen hinterlassen! Er hat die Grundlagen der Macht Deutschlands geschaffen, später aber hat er aus Rache aus dem Fundament einige Grundsteine herausgenommen, damit es offenbar werde, daß Bismarck sie aufzubauen verstanden, der Kaiser sie aber nicht zu erhalten und zu bewahren verstanden hat.

Aus Nr. 176 des Kraj (Graudenz)

vom 3. August 1911:

Machtlose Wit.

In diesem Artikel heißt es zum Schluß:

„Möge schließlich Herr Teska vor allen Dingen auch nachweisen, was mit den Geldern geschehen ist, die er als Herausgeber des Dziennik Bydgoski für die Witwen und Waisen der in der Radbod-Grube umgekommenen Bergleute gesammelt hat. Die öffentliche Meinung hat ein Anrecht darauf, zu erfahren, was mit diesen Geldern geschehen ist, welche die Leser des Dziennik Bydgoski für die — Witwen und Waisen bestimmt haben. Wie man uns nämlich mitteilt, haben die Personen, die sich mit der Verteilung der von den Zeitungen gesammelten Gelder unter die Witwen und Waisen befaßt haben, — die vom Dziennik Bydgoski gesammelten Gelder bis jetzt nicht erhalten.“

Vielleicht wird Herr Teska so gütig sein, zu erklären, was mit diesen Geldern geschehen ist, wann und wem er sie übersandt hat, bzw. ob eine Quittung über die Absendung der Gelder vorhanden ist und welches Datum diese Quittung trägt?

Wer Ansprüche darauf geltend macht, daß man sich mit ihm in Ehrengerichte einläßt, der muß vor allen Dingen hinsichtlich dieser Art höchst verfänglicher materieller Sachen, wo es sich doch um fremdes Geld handelt, um Geld, das für die Ärmsten der Armen, nämlich für die Witwen und Waisen bestimmt ist, in Ordnung sein.“

Hierauf erwidert Teska in Nr. 176 seines Dziennik Bydgoski vom 4. August 1911 folgendes:

„Die Gazeta Grudziadzka wirft Herrn Teska vor, daß er das für Radbod gesammelte Geld nicht abgeliefert habe.“

Hierauf antworten wir: Im Dziennik Bydgoski sind für die Waisen in Radbod rund 45 Mark gesammelt worden. Wir können diese Summe genau beweisen. Diese Gelder haben wir sofort nach Schluß der Sammlung nach Posen abgesandt, was wir ebenfalls beweisen können.“

Aus Nr. 94 der Gazeta Grudziadzka (Graudenz)
vom 8. August 1911:

Herr Teska aus Bromberg

hat auf unsere Ausführungen nach seiner Art geantwortet. Er geht hierbei von dem falschen Grundsatz aus: Si feciste nega. Wir werden ihm aber nicht so leicht erlauben, sich mittelst Ausflüchten aus der Schlinge zu ziehen. Unsere Vorwürfe sind klar und sachlich

Auf diese Vorwürfe antwortet Herr Teska kurz und bündig, daß er die für die Witwen der Radbod-Grube gesammelten Gelder nach Posen abgesandt hat . . .

Was die Gaben für die Witwen in Radbod anbetrifft, so genügt uns die Erklärung nicht, die Herr Teska uns gegeben hat. Weshalb, das weiß Herr Teska am besten. Wir werden hierüber noch besonders sprechen

Aus Nr. 97 der Gazeta Grudziadzka (Graudenz)
vom 15. August 1911:

Herrn Teska in Bromberg

sind schon die Worte der Erwiderung auf die ihm gemachten Vorwürfe ausgegangen, obwohl er um Ausflüchte nie verlegen ist. Er hat schließlich begriffen, daß er besser wekommt, wenn er aufhört, die Gazeta

Grudziondzka und ihren Verleger anzugreifen, da sich der Spieß gegen ihn selbst wendet. Unser Korrespondent aus Bromberg schreibt nämlich:

„Und wenn Herr Teska noch etwas Scham besäße, dann würde er schon längst von hier fortgezogen sein. Denn daß er das Ehrenwort gebrochen hat, wissen hier alle. Das war nämlich so, daß Herr Teska mit Juden und Deutschen fremdes Geld in Karten verspielt hat. Denn es weiß doch jeder, daß der Dziennik Bydgoski für fremdes Geld besteht, für Wechsel, die verschiedene Herren unterschrieben haben. Angeblich soll der Herr Abgeordnete Kulerski auch einen Wechsel für den Dziennik Bydgoski unterschrieben haben (stimmt! Die Redaktion der Gazeta Grudziondzka), wofür Herr Teska sich ihm jetzt so dankbar erweist. Als er bei diesem Hazardspiel mit Juden und Deutschen erwischt wurde, hat ihm ein Herr das Ehrenwort abgenommen, daß er das nicht mehr tun werde — aber am andern Tage oder auch nach mehreren Tagen spielte Herr Teska wiederum Karten und verspielte Geld und tut es auch heute noch. Er hat also das Ehrenwort gebrochen.“

Ob Herr Teska den traurigen Mut haben wird, das zu bestreiten? Die betreffende Person hat uns die Wahrheit dieses Vorkommnisses versichert, und wenn wir von angesehener Seite um die Nennung des Namens angegangen werden sollten, dann können wir den Namen nennen.

Der Bruch des Ehrenwortes durch Herrn Teska war das erste Hindernis für den Herrn Abgeordneten Kulerski, vor dem Ehrengericht mit einem Menschen zu stehen, der seine Ehre in Karten mit Juden und Deutschen verspielt hat.

Das zweite Hindernis, sich mit Herrn Teska vor das Ehrengericht zu stellen, war die Angelegenheit der Sammlung für die Witwen und Waisen in Radbod. Das Unglück auf der Grube Radbod geschah im Jahre 1908. Es wurde auch gleich eine Sammlung für die unglücklichen Opfer des Unglücksfalles veranstaltet. Auch Herr Teska hat für sie gesammelt. Er hat gesammelt, das Geld aber nicht an die zuständige Adresse abgegeben, sondern es bei sich behalten. Unser Korrespondent behauptet, daß zwei Jahre nach dem Beginn der Sammlung, am 1. Dezember 1910, Herr Teska mit der Sammlung noch im Rückstande war. Jedenfalls hat Herr Teska bisher noch nicht aufgeklärt, wem und wann er das Geld eingehändigt hat. Herr Teska wird aber der Antwort auf diese Frage nicht entgehen, und bis er nicht Aufklärung gegeben hat, wem und wann er das Geld abgegeben hat, werden die Leute mit dem Finger auf ihn zeigen, daß er sich durch die Benachteiligung von Witwen und Waisen bereichert hat, daß er den Namen eines Ehrenmenschen nicht verdient und die Voraussetzungen nicht besitzt, daß er sich mit irgend jemand vor das Ehrengericht stellen könnte.

Der dritte Grund, weshalb sich der Herr Abgeordnete Kulerski mit Herrn Teska vor das Ehrengericht nicht stellen wollte und konnte, ist schließlich die Tatsache, daß der Herr Teska für ein Darlehn von etlichen Tausend Mark den Dziennik Bydgoski in den Dienst des Abgeordneten Kulerski stellen wollte, und als dieser ihm das Darlehn verweigerte, fing Herr Teska aus Rache an, die Gazeta Grudziondzka und ihren Verleger, den Herrn Abgeordneten Kulerski anzugreifen. Herr Teska handelt hier also nicht wie ein Ehrenmann, sondern wie ein gewöhnlicher Bandit.

So sieht Herr Johann Teska aus Bromberg aus, der in der Nr. 53 des Dziennik Bydgoski vom 5. März d. Js. erklärt hat, daß er nicht so tief sinken wolle, wie der Herr Abgeordnete Kulerski. Herr Teska saß

bis an den Hals im Schmutz, was ihn aber nicht daran hinderte, zu rufen, daß er nicht so tief sinken wolle. Das ist der Gipfel der Frechheit, zu der sich auch nur Herr Teska hat aufschwingen können.

Damit machen wir Schluß!

Aus Nr. 97 der Gazeta Ostrowska (Ostrowo)
vom 15. August 1911:

Kulerski-Teska.

Das sind die Namen zweier Männer, Journalisten und Politiker, welche in ziemlich breiten Kreisen der Gesamtheit des polnischen Volkes bekannt sind.

Der erste, Herr Abgeordneter Kulerski, gründete vor 17 Jahren in der Stadt Graudenz in Westpreußen ein Volksblatt, welches dreimal in der Woche erschien. Und er gab dem Blättchen den nichts-sagenden Namen Gazeta Grudziondzka. Die Arbeiten und das Programm sollten mit der Zeit der Zeitung den heute genugsam bekannten Charakter verleihen.

Dieser Charakter ist ausgesprochen national, mit einem sehr starken antipreußischen Schneid. Die Phrase „polenfreßerisches Preußentum“ und ähnliche verschwinden aus den Spalten der Gazeta Grudziondzka niemals.

Als größtes Verdienst rechnet man Herrn Kulerski an, daß er das „polnische Volk lesen gelehrt habe“.

In der Tat ist das Verdienst Herrn Kulerskis in dieser Beziehung unleugbar. Das muß Herrn Kulerski auch der Neid lassen. Herr Kulerski schuf eine Schule der Organisation der Leser. Unmittelbar aus der Redaktion und mittelbar durch Agenten suchte Herr Kulerski für seine Gazeta Grudziondzka „Vertrauensmänner“ aus. Für diese „Vertrauensmänner“ gibt Herr Kulerski eine besondere Zeitung heraus, in welcher er — aktuelle Fälle zum Anlaß nehmend — seine Ausgewählten belehrt, warum man in dieser oder jener Zeit für die Gazeta Grudziondzka agitieren müsse. Diese „Vertrauensmänner“ sind in der Tat eine feste Organisation des Zeitungsleserwesens — und das Verdienst, diese Organisation geschaffen zu haben gebührt Herrn Kulerski.

Dieser Organisation verdankt es Herr Kulerski, daß er in einer verhältnismäßig kurzen Zeit und unter schwierigen Verhältnissen etwa 90 000 Leser gewonnen hat.

In diesem amerikanischen Zug und dem Fieber, Leser zu gewinnen — ist es da ein Wunder, wenn sich gewisse Schwächen des Herausgebers hineingeschlichen haben, Schwächen und Lächerlichkeiten, und zeitweise noch etwas Schlimmeres?

Herr Kulerski schuf nicht nur eine Schule der Leserorganisation — sondern auch ein System des struppelosen Abonnentenfanges. Den verantwortlichen Redakteur ins Gefängnis bringen, um nachher die Gefängnisstrafe zu Zwecken des Abonnentenfanges auszunutzen, das ist eine für Herrn Kulerski alltägliche Sache.

Herr Kulerski veranstaltete eine förmliche Leser-lizitation; für jede Woche Gefängnis — 1000 neue Leser! — Und als Herr Kulerski selbst ins Gefängnis ging — was auch vorgekommen ist — dann waren Tage Tausende wert.

übrigens ist der Ehrgeiz des Herrn Kulerski bisher noch nicht gestillt. Vorläufig forciert er 100 000 Leser.

Der zweite Mann, den die Überschrift unseres Artikels nennt, ist Herr Teska, ein Schüler des verstorbenen Dr. Roman Szymanski, des ersten groß-polnischen Journalisten, der die Interessen des Volkes

bewußt den Interessen der höheren Sphären, besonders der polnischen Schlachta, entgegensetzte.

Herr Teska erbte von seinem Lehrer alle Fehler — von den Vorzügen nur einen: die Fähigkeit der Feder. Das muß Herrn Teska zuerkannt werden, daß er unter dem immer größeren Haufen des großpolnischen Journalismus sich durch eine größere journalistische Fähigkeit, polemische Schneidigkeit — und politische Verbissenheit nach der volksparteilichen Richtung hin auszeichnet.

Zu den Fehlern könnte man beim Herrn Teska sozusagen das Suchen der Beule, dann das Sichvergessen in der Polemik und das Überschreiten der Grenzen einer anständigen Polemik bis zur Domagogie rechnen.

Mit seinen Vorzügen und Fehlern fand sich Herr Teska auf einem sehr wichtigen Posten: an der Grenze des Großherzogtums Posen und Westpreußens, wo das polnische Element stellenweise numerisch schwächer als das deutsche ist, wo also die Gefahr der Germanisation den Polen unmittelbar in die Augen guckt, wo es also nicht nur um die Erhaltung des schon existierenden polnischen Elements, sondern auch hier und da um seine Entdeutschung geht.

Herr Teska gründete vor einigen Jahren in Bromberg den Dziennik Bydgoski. Doch hat er — wie man sagt — seine im Fluge erworbene Sympathie dank der Tatsache, daß er einen so wichtigen Posten übernommen hat, wiederum im Fluge auch verloren.

Warum? — das gehört nicht vor das Forum der Öffentlichkeit. Heute ist Herr Teska durch seine Interessen an Bromberg und den Dziennik Bydgoski gebunden. Und daher findet er trotz des Verlustes der Sympathie U n t e r s ü t z u n g.

Der polemische Charakter des Herrn Teska hat ihn in verhältnismäßig kurzer Zeit der Herausgabe des Dziennik Bydgoski in verschiedene Kämpfe verwickelt. Teska kämpfte also zuerst gegen Posen. Und da es gerade in der Zeit war, wo man „in der Provinz“ Posen verschiedene Vorwürfe machte, hatte Herr Teska die Sympathien der „ganzen Provinz“, ohne Rücksicht auf die Frage, um die der Kampf tobte, auf seiner Seite.....

So ist manchmal das Leben. — Doch es hat den Anschein, als ob Herr Teska sich weder die Sympathien erhalten konnte, noch zu Gunsten seines Verlages auszunützen wußte.

Daß Herr Teska auch auf der Nationaldemokratie herumgeritten ist, ist nicht weiter verwunderlich. Die Polemik gegen die Nationaldemokratie scheint manchmal populär zu sein. Nun, Journalisten vom Schlage eines Herrn Teska, die mit niemandem in Frieden leben können, und welche Popularität zu gewinnen suchen, müssen eben mit der Strömung der öffentlichen Meinung gehen. Dies schadet zeitweise keinem Menschen.

Herr Teska mußte offensichtlich von seiner Grenz-feste aus Neze auf beide Provinzen werfen: auf Posen und Westpreußen. Zu dem Bestreben, seinem Verlage eine solide Grundlage zu bauen, gehört in der Tat ein großer Takt, um nicht dem Gelüste zu unterliegen, mit den Nachbarblättern, dem Dziennik Kujawski und der Gazeta Grudziöndzka, Streit anzufangen.

Diese Enthaltensamkeit besitzt Herr Teska nicht. Es entspann sich also der Kampf.

Mit dem Dziennik Kujawski dauerte er sehr kurz und war, was die Form anbetrifft, zurückhaltend. Es

war in der Tat auch kein Grund zum Streit vorhanden.

Eine schlimmere Wendung nahm die Sache mit der Gazeta Grudziöndzka.

Die Sache fing um die politische Stellung des Abgeordneten Kulerski auf der parlamentarischen Arena, besonders um die Abstimmung bei der Finanzreform an.

Der Kampf erfuhr durch die Tatsache, daß Herr Kulerski Herrn Teska in der Gründung einer Zeitung in Westpreußen, und zwar an einer zur Gründung eines polnischen Blattes „sehr“ geeigneten Stelle, zugekommen ist, eine Verschärfung.

Und es geschah, daß der Kampf ganz und gar persönlich wurde.

Die Folge ist nun die, daß derselbe Herr Teska, der in dem Kampfe mit Herrn Kulerski auf politischem Gebiet die Sympathien auf seiner Seite und Aussichten auf Sieg hatte, auf dem Felde des persönlichen Kampfes eine entschiedene Niederlage erlitt.

Und es ist schade darum.

Denn Herr Kulerski, auf seinen jahrelangen Erfolg vertrauend, wurde direkt eingebildet seit der Zeit, als er und — die polnische Fraktion — wie er sagt — „Bülow gestürzt“ hätten.

Und Einbildung in der Politik kann, wenn sie nicht durch wirkliche Verdienste unterstützt wird — sehr leicht zur Lächerlichkeit werden.

Und Herr Kulerski macht sich samt seinem „Bülowsturz“ lächerlich. Es wundert uns nur, daß Herr Kulerski dieses nicht einsieht. Vielleicht will er dieses nicht einsehen, denn die Einsicht müßte ihn dazu führen, zu bekennen, daß er eine „Dummheit“ gemacht hat, und das kann Herr Kulerski schlechterdings nicht zugeben. Kein Wunder: das Schmeicheln des Ehrgeizes des Herrn Kulerski, ein so geschicktes Schmeicheln, wozu auch nur der Freund des Herrn Kulerski, Herr Napieralski, fähig ist, hat im Herzen des Herrn Kulerski zu tiefe Wurzeln gefaßt. Was bringt die menschliche Schwäche nicht alles fertig!

Sollen nun dieser Schwäche wegen die Leser der Gazeta Grudziöndzka und des Dziennik Bydgoski notwendigerweise Zeugen der widerlichsten Polemik, der geradezu jahrmärktmäßigen Ausdrücke, des gegenseitigen Abprechens der persönlichen Würde und Ehre sein?

Warum siegt der Pole nicht über Herrn Kulerski und Herrn Teska? Für persönliche Angelegenheiten sind doch so viele Zeugen nicht notwendig!

So also kümmern sich der Volksparteiler Teska und der gegen den Willen der eigentlichen Instanzen zur Abgeordnetenwürde erhobene — gewesene Volksparteiler — Herr Kulerski um das Wohl des Volkes?

Wl. Toporski.

Aus Nr. 12 des Kurjer Narodowy (Graudenz-M. Tarpn)

vom 10. August 1911:

Vom Verlag.

Schweren Herzens sind wir gezwungen, unseren geehrten Lesern mitzuteilen, daß während der Zeit, als das Hauptmitglied unseres Verlages, Herr **Johann Bona**, an Blinddarmentzündung schwer krank darniederlag, verschiedene Leute von der Gazeta Grudziöndzka in verleumderischer Weise die Fabel verbreitet

haben, daß der Kurjer Narodowy sicher eingehen werde. Da dies auch auf den polnischen westpreussischen Verbandstagen erzählt worden ist, ist es kein Wunder, daß sich dieses Gerücht in kurzer Zeit in der ganzen Provinz verbreitet hat.

Es wäre darin nichts Merkwürdiges zu finden, daß ein boshafter oder unvernünftiger Mensch ein derartiges Gerücht verbreitet, wenn nicht die geradezu tödlichen Folgen wären, die verursacht haben, daß dem Kurjer Narodowy der Kredit vollständig abgeschnitten worden ist, oder mit anderen Worten, daß wir heute Mühe haben, einige Duzend Mark zu bekommen, wiewohl, wenn nicht die plötzliche Unterbindung des Kredits eingetreten wäre, jeder unparteiische Mensch hätte sagen müssen, daß der Vermögensstand unseres Verlages durchaus gut ist, oder doch wenigstens keinen Grund zu irgendwelcher Beunruhigung gibt.

Wir würden diese Angelegenheit nicht zur Sprache gebracht haben, wenn nicht der Umstand eingetreten wäre, daß die infolgedessen eingetretenen finanziellen Schwierigkeiten uns zwingen, die Ausgaben einzuschränken **und den Kurjer Narodowy in eine Monatschrift umzuwandeln.** Er wird aber wie bisher ein durchaus patriotisches und vorwiegend ideelles Blatt bleiben.

Wenn wir die Krisis überdauert und uns vor dem Niedergang und der Abhängigkeit bewahrt haben werden, dann werden wir den Kurjer Narodowy wieder herausgeben. Mögen also diejenigen, denen unser Blatt unbequem geworden ist, nicht zu früh triumphieren.

Vielleicht wird mancher Leser durch die Anderrung, von der wir geschrieben haben, uns abgeneigt werden, doch um derartige Leser handelt es sich uns nicht. Wer wankelmütig ist, der möge sich absondern. Aber alle diejenigen, deren Seele für das Vaterland in Liebe entbrannt ist, welche die polnische Idee und die nationale Sendung kennen lernen wollen und für die es keine Schwierigkeiten gibt, die treu zum Glauben und zur Nationalität unserer Väter halten und glauben, und zur Nationalität unserer Väter halten und glauben, daß ihre aufrichtige Arbeit und ihre Mühe nicht umsonst sein wird, daß Gott jede für die **heilige Sache** unternommene Arbeit und Tat belohnen wird, — diese alle bitten wir dringend, sich um den Kurjer Narodowy zu scharen und ihn nach Kräften zu unterstützen. Für diese geistigen Brüder und aufrichtig polnischen Herzen haben wir uns auch entschlossen, den Kurjer Narodowy weiter herauszugeben, obwohl es sich mit Rücksicht auf die ungenügende Anzahl von Abonnenten augenblicklich nicht verlohnt.

Wir sind materiell geschwächt und können weder Belohnungen noch Zeitungsgeschenke geben — nur mit dem Herzen können wir bezahlen. Darum strecken wir die brüderliche Hand aus und fordern alle aufrichtigen Nationalpatrioten auf, sich für die gemeinsame nationale Idee mit uns zu vereinen und den Kurjer Narodowy zu unterstützen, der vor allen Dingen ein Organ dieser gläubigen, heldenmütigen und das Vaterland aufrichtig liebenden Polen sein soll.

Zum Schluß danken wir allen denen herzlich, die in dem für uns schwierigsten Augenblick den Kurjer Narodowy verbreitet und unterstützt haben; wir danken an dieser Stelle besonders denjenigen, die uns einige und mehrere Mark als Abonnementsgeld für den Kurjer Narodowy geschickt haben, um ihn für ihre Verwandten und Freunde zu bestellen.

Lassen wir uns durch nichts unmutig machen, sondern schreiten wir ausdauernd dem gesteckten Ziele zu. Stoßen wir die Sache, wie Slowacki sagt, wenigstens um einen Schritt vorwärts.

Aus Oberschlesien.

Berichtigung.

In Nr. 32 des Gesamtüberblicks Seite 830 gehört in dem Artikel „Der Wahlkreis Kreuzburg“ der Abschnitt „Wie viel Kulis“ ... bis zu den Worten ... „über die fremden Arbeiter ausübt.“ ... hinter den Satz „Möge ihnen also diese Bezeichnung bleiben“ auf Seite 831 Spalte rechts.

Der Abschnitt des Artikels „Die deutschen Kulis“ Seite 831 Spalte rechts von den Worten „Kreuzburg ... 825 Stimmen“ ... bis zum Schluß ist in den Artikel „Der Wahlkreis Kreuzburg“ hinter die Worte „Der Polenkandidat hatte aus dem Kreise“ ... Seite 830 Spalte links einzufügen.

Aus Nr. 185 des Górnosłazak (Kattowich)
vom 15. August 1911:

Größenwahn oder das polnische Bismarcklein.

Vor einigen Tagen schrieb das Hauptorgan der Nationaldemokratie im preussischen Landesteil, der Kurjer Poznański, einen hochmütigen Artikel unter der Überschrift „Der Tod der Nationaldemokratie?“ Dieser Artikel, den das schlesische Echo des Kurjer Poznański voll Eifer abgedruckt hat, ist in einem den Nationaldemokraten eigenen anmaßenden und dünnhüftigen Ton geschrieben, der diese Herren sogar dann nicht verläßt, wenn sie das Gespött der ganzen Volksgemeinschaft bilden.

Es ist nämlich Tatsache, daß die Nationaldemokratie heute aufgehört hat, ein Faktor zu sein, mit dem man im Königreich Polen ernstlich rechnen würde. Die Nationaldemokratie war dort einmal, heute ist sie nicht mehr, denn es sind nur die Herren Dmowski, Balicki und der Redaktionsstab, der ewig an der Schwindsucht hinsiehenden Gazeta Warszawski geblieben, die ihr Leben von den Almosen und freigebiger Wohltäter fristet. Und so sind die Herren Dmowski und Balicki mit ihrem Redaktionsstab heute nichts mehr als Trabanten der von ihnen Jahre lang als Verräter gebrandmarkten Konservativen, auf deren politischen Bahnen sie heute voll Demut dahinwandeln. In Galizien entrollt sich uns daselbe Bild. Als die Nationaldemokratie Oberwasser hatte, vergaß sie die erhabenen nationalen und demokratischen Grundsätze, war sie eine unterwürfige und soweit verführliche Partei, daß ihr Führer als Minister im Kabinett Bienenrath auf Grund des § 14 regierte, absolut ohne Parlament herrschte, wofür er im Reichsrat wegen Verletzung der Verfassung und der Kardinalrechte der Nation angeklagt wurde. Als sich die Nationaldemokratie am Ruder befand, verbreitete sie politischen Terrorismus und fällte Urteile über alle und alles, was sich ihr nicht unterordnen wollte. Ungeduldig über die Leute ohne Grundsätze, die nach Zeit und für ihre Parteizwecke günstigen Umständen immer neue nationale Grundsätze und Ideale erfanden und allen aufdrängten, befreite die Nation Galizien von den nationaldemokratischen Einflüssen. Als die Nationaldemokraten das Oberwasser verloren, zogen sie aus ihrer reichen politischen Garderobe die Lumpen des Radikalismus und der Opposition wieder hervor, kleideten sich in sie und fällten wiederum Urteile, dieses Mal über die Gesamtheit der polnischen Nation unter österreichischer Herrschaft.

Im preussischen Teilgebiet gebärden sich die Nationaldemokraten als die größten Helden. Sie suchen den Schein zu erwecken, daß sie hier die maßgebende Partei seien und identifizieren sich mit der Nation.

Wenn sie reden, so tun sie es so, als ob durch sie die polnische Nation selbst redete. Aber dem ist nicht so, denn die Nationaldemokraten sind nur ein Teil und zwar ein verschwindend kleiner Teil der polnischen Nation unter dem Preußen, der Teil, der nur jeden wichtigeren Augenblick ausbeutet, um sein achtungswertes „ich“ vor der Nation in den Vordergrund treten zu lassen. In Oberschlesien haben die Nationaldemokraten heute keine Einflüsse. Sie konnten sich wohl davon überzeugen, nachdem sie trotz der nur den Nationaldemokraten eigenen Mittel und Maßnahmen nicht einmal 1000 Abonnenten für ihr Blättchen zu gewinnen vermochten. Im Großherzogtum Posen sind die Einflüsse der Nationaldemokraten ebenfalls nicht allzu groß. Guldigt doch außer dem Kurjer Poznański, dem Drendownik und Dziennik Kujawski kein Blatt den nationaldemokratischen Grundsätzen, denn solche Blätter, wie der Postemp, der Lech und Dziennik Bydgoski, haben sich höchstens die nationaldemokratische Taktik angeeignet, besonders wenn es sich um Angriffe auf uns handelt. Darüber hinaus haben unsere größten Blätter, wie die Gazeta Grudzińska, der Bielgrzym, die Gazeta Toruńska, der Wiarus Polski, der Bielskopolanin, mit der Nationaldemokratie gar nichts gemein. Und hinter diesen genannten Blättern, zu denen wir auch die unsrigen zählen, stehen dreiviertel der aufgestellten und mit öffentlichen Angelegenheiten sich befassenden polnischen Bevölkerung.

Aber trotzdem reden die Nationaldemokraten als Nation. Die Mehrheit der polnischen Volksgesamtheit scheiden sie von der Nation aus. Von dieser Mehrheit der Volksgesamtheit und ihrer der Nationaldemokratie abgeneigten Politik schreibt der Kurjer Poznański mit der ihm eigenen Annahme, daß dies Leute seien, „für die die Politik ein Kramladen sei, in dem man die politischen Begriffe und Werte pfund- und meterweise abmessen könne“. Nach Ansicht des Kurjer Poznański ist die Nationaldemokratie die Richtung, deren „Wurzeln in der logischen und notwendigen Entwicklung der polnischen Volksgesamtheit, in der Notwendigkeit der tatkräftigsten Verteidigung unserer nationalen Schätze, zu welcher das ganze Volk berufen werden muß, stecken. Die gegenwärtig so vielen Schmerzen, so vielen brutalen Schlägen ausgesetzte Seele unserer Nation verlangt laut eine offene, mutige, rücksichtslose Verteidigung alles dessen, was uns am teuersten sein muß. Die Seele der Nation verlangt das, was die nationaldemokratische Bewegung verlangt. Darum kann eigentlich die nationaldemokratische Bewegung nicht zugrunde gehen.

In Posen sitzt also auf dem Dreifuß der nationaldemokratischen Oberpriester, wie einst die griechische Pythia, und durch ihn redet die Seele der Nation, ihm hat diese gequälte Seele die Mission verliehen, das nationale Evangelium zu predigen, dem die Mehrheit der polnischen Volksgesamtheit nicht gehorchen will. Der Posener Oberpriester der Nationaldemokratie ist nur durch die Parteidünste allzusehr betäubt, denn wenn er nüchtern denken würde, so würde er solchen Unsinn nicht reden. Die Seele der Nation redet nämlich gerade durch die ungeheure Mehrheit der von den Nationaldemokraten unabhängigen Stimmen, und diese Mehrheit stützt sich auf die Bestrebungen und auf die Verteidigung aller Interessen der breiten Massen des polnischen Volkes. Gerade die Nationaldemokratie ist diejenige Partei, die heute einen öffentlichen Kramladen mit Grundsätzen nach dem Parteiinteresse und nach dem Bedürfnis des Augenblicks, die im Schaufenster wie ein Rattunhändler immer neue Muster oder wie ein Kaffeehändler immer neue „Marken“ ausstellt. Mit der Parteielle und mit dem Parteipfund mißt und wiegt sie diese, um sie möglichst gut zu Parteizwecken zu versilbern. Nicht die logische und not-

wendige Entwicklung der Volksgesamtheit gebiert diese Grundsätze, sondern sie sind die Frucht der Einfälle eines Herrn Dmowski, und ihre Erzeugung geht vor sich durch gehorsame Arbeiter nach Art eines Balicki, Grabski und Seyda. Diese Arbeiter unterscheiden sich nur durch die Art und Weise in der Fabrikation der nationaldemokratischen Ware.

In ihrem Kramladen führen die Nationaldemokraten eine einzige „Marke“ der politischen Originalware. Es ist dies die Verherrlichung der Mittel, mit welchen ein Friedrich der Große, welcher der Urheber der Annexion Polens war, ein Metternich und Bismarck Politik gemacht haben. Diese Politiker waren die brutalsten Befenner des Grundgesetzes „Macht geht vor Recht“; diese Politiker hielten den Straßenraub auf der öffentlichen internationalen Straße für berechtigt, Betrug, Lüge, Heuchelei und Hinterlist für erlaubte und berechtigte Mittel, zwecks Vergrößerung des eigenen Staats den Nachbar seiner Habe zu berauben. Die Gazeta Warszawska, das maßgebende Organ der Nationaldemokratie, das von ihrem Hauptführer Dmowski geleitet wird, proklamiert von neuem die unsittlichen und unmenschlichen Losungen eines Friedrich, Metternich und Bismarck und wirft denjenigen, die sie sich nicht aneignen wollen, vor, daß sie die Nation zum Selbstmord treiben. Das Einflößen dieses Bismarckschen Grundgesetzes „Macht geht vor Recht“ nennt das Hauptorgan der Nationaldemokraten eine Weckung des politischen Verstandes in der polnischen Volksgesamtheit nach den „geschichtlichen“ Weisungen Bismarcks und rühmt sich, daß die Nationaldemokraten einzig und allein diese Grundsätze predigten, daß es sich nicht zieme, diese Grundsätze zu bekämpfen, denn Bismarck habe das geeinte Deutschland geschaffen, und deshalb sei es nicht angebracht, darum zu kämpfen, daß er keine Nachahmer hätte.

Die polnische Volksgesamtheit stimmt den Bismarckschen Grundsätzen nicht zu und wird die Losung „Macht geht vor Recht“ niemals als die ihrige anerkennen, denn diese Losung ist für die polnische Nation und ihre Sache barbarisch, antichristlich und tödlich. Die ganze polnische Nation muß als zivilisierte, katholische und bedrückte Nation gegen die Losungen der nationaldemokratischen Bismarcklein, die sich selbst darüber nicht klar sind, welche ein lächerliches, aber leider schädliches Spiel sie treiben, Einspruch erheben. Lächerlich ist diese Bismarcksche Politik der Nationaldemokraten vor allem deshalb, weil Männer wie Friedrich, Metternich und Bismarck tatsächlich über eine brutale Macht verfügten und sie dem Recht gegenüberstellten. Die nationaldemokratischen Bismarcklein dagegen zeichnen sich durch Kraftlosigkeit und Schwäche aus, blähen aber dafür die Backen auf und spreizen sich, indem sie Bereitwilligkeit zum Straßenraub vorschütten. Schädlich ist ihre Politik deswegen, weil sie aus dem politischen Waffenarsenal Bismarcks solche Mittel hervorholen, wie „Betrug, Lüge, Heuchelei und Hinterlist“ und sie angeblich zur Erhaltung der Existenz der Nation verwenden, aber nicht gegen die Feinde des Vaterlands, sondern gegen die eigenen Brüder, die in den Bismarckschen Grundsätzen eine Barbarei und die Vernichtung der Nation erblicken. Der „Eiserne Kanzler“ sagte einmal öffentlich: „Ich werde mich sogar mit dem Teufel verbinden, wenn ich daraus irgend einen Nutzen ziehen werde. In der Tat drückte er auch trotz seiner scharf betonten Überzeugungen keinen Abscheu gegen Bündnisse aus, die er mit jeder Partei zu schließen bereit war, wenn sie ihm irgend einen Dienst erweisen konnte. Er wiederholte oft, daß ein guter Politiker keine festen Grundsätze, Sympathien, Vorurteile haben, nicht fortwährend auf

einem Standpunkte stehen dürfe, indem er fortwährend nach einer Seite gerichtet sie, sondern er müsse alles und alle als Gegenstände der Erwägung, des Maßes und der Berechnung zu seinem Vorteil behandeln.

Und das haben sich die Nationaldemokraten von Bismarck zu eigen gemacht. Sie sagten sich vor allem je nach dem Parteibedürfnis von allen Grundsätzen und Programmen los, sie waren bei der Schließung von Bündnissen keine Kostverächter. Die mit den Sozialdemokraten, den russischen Oktobristen, den Stanczyken, den Podolaken, den Anhängern Stojaslowzki und den Demokraten geschlossenen Kompromisse sind die besten Beweise für den anspruchslosen Geschmack der Nationaldemokraten.

Wir stimmen mit den politischen Anschauungen des berühmten polnischen Schriftstellers Alexander Swientochowski nicht überein, aber sein unlängst über die Nationaldemokratie gefälltes Urteil unterschreiben wir voll und ganz. Swientochowski sagt von der Nationaldemokratie was folgt:

... Sie trieb bei uns „Politik“ ohne Macht und Erfolg, d. h., sie wandte in ihren vorbereitenden Arbeiten und Agitationsbestrebungen alle unsittlichen Mittel und Maßnahmen an. In dem langen Prozesse der mannigfachen Wandlungen vermischten sich schließlich die Züge ihrer Anschauungen, traten dagegen gewisse Charakterzüge in den Vordergrund. Was der Typus des Nationaldemokraten wollte, woran er glaubte, wonach er strebte, war bestimmt zu sagen unmöglich; aber das war bekannt, daß er krumme Wege, elastische Worte, heuchlerische Versicherungen gern hatte, daß er lügenhaft und unausrichtig war, daß er außer seiner Art alles verunglimpft, außer seiner Tätigkeit alle diskreditierte. Dieser Typus geriet gegenwärtig in ungünstige Verhältnisse, er fing an Unfruchtbarkeit aufzuweisen und stirbt aus.

Und er hat recht. In ihren Anfängen trug die Nationaldemokratie zur nationalen Aufklärung des Volkes viel bei, sie hatte tüchtige und für die Sache sich aufopfernde Männer. Was aber der Generalstab in der letzten Zeit aus der Nationaldemokratie gemacht hat, wird ein häßliches Blatt in der Geschichte Polens bleiben, denn es ist die Saat einer großen Demoralisation. Man muß sich freuen, daß dieser politische Kramladen in Konkurs geraten ist und bankrott gemacht hat. Gläubiger, die Forderungen an die Konkursmasse anmelden möchten, gibt es nicht. . . .

Aus Nr. 93 der Nowiny Raciborskie (Ratibor)
vom 10. August 1911:

In Sachen des Kirchengefanges in Groß-Strehlitz

wird uns aus geistlichen Kreisen wie folgt geschrieben:

Pfarrer Garuczarski aus Groß-Strehlitz rechtfertigt sich in Nr. 173 der Oberschl. Volksztg. hinsichtlich des Vorwurfs der Germanisierung in der Kirche, der ihm vom Gornoslonzak gemacht worden ist. Leider muß man dem Gornoslonzak recht geben, wenn er die Rechtfertigung des Herrn Pfarrers Garuczarski für ungenügend hält. Wenn es auch beim ersten Blick scheinen könnte, daß Herr Pfarrer G. nicht daran dachte, den polnischen Parochianen nahe zu treten, so tritt doch aus allen vom Gornoslonzak angeführten Einzelheiten die Absicht, nahe zu treten, nur zu deutlich hervor. Herrn Pfarrer G. befreit von der Schuld nicht der Hinweis darauf, daß die Vorwürfe von radikalen Polen kommen; denn hierbei handelt es sich um die Verteidigung der Rechte, wozu jeder sich gekränkt Fühlende berechtigt ist. Dieser Vorwurf ist um so gefährlicher, wenn man

in Betracht zieht, daß jeder, der Liebe für seine polnische Nation bekundet, von den Gegnern als großpolnischer Agitator betrachtet und als solcher behandelt wird.

Aus allen vom Gornoslonzak angeführten Einzelheiten offenbart sich die alles überragende Rücksicht auf das Deutschtum, dem man überall den Vorzug geben will. Aus welchem Grunde wird denn während der heiligen Messe beim Empfang der ersten heiligen Kommunion durch polnische Kinder der lateinische Gesang gebraucht? Doch wohl aus dem Grunde, weil man das Ohr der Lehrer nicht beleidigen will, die gezwungen sind, diese Kinder nur in deutscher Sprache zu unterrichten! Der Hinweis des Herrn Pfarrers G. auf das Dekret des heiligen Vaters und auf die Agende zwecks Rechtfertigung des lateinischen Gesangs Tantum ergo während des Segens entspricht nicht der Wirklichkeit. Das Dekret des heiligen Vaters vom 23. 3. 1881 bezieht sich nur auf die Geistlichen, denen ausgegeben wurde, die Gebete vor und nach dem Sakramentslegen lateinisch herzusagen. In der Diözesanagende wird zwar das Tantum ergo erwähnt, aber eine ausdrückliche Vorschrift über seinen Gebrauch enthält sie nicht. Das Tantum ergo befindet sich am Schluß der lateinischen Gebete, die nur für den Geistlichen und den Organisten als den Vorsängern bestimmt sind. Es hält schwer, daraus, daß dieses Lied in lateinischer Sprache angeführt ist, das Verbot seines Vortrages in der Muttersprache herzuleiten. So wurde auch dieses Lied bei allen Nationen seit undenklichen Zeiten in der Muttersprache gesungen bis zum Jahre 1904, wo die päpstliche Kongregation zweifellos auf Drängen der Anhänger des cäcilinischen Gesanges angeordnet hat, daß das Lied Tantum ergo in lateinischer Sprache gesungen werden soll. Herr Pfarrer G. beruft sich indes auf das Dekret des heiligen Vaters, welches erst seit dem Jahre 1904 besteht. Wie kommt es nun, daß bei ihm, wie er selbst zugibt, das uralte polnische Lied schon seit einer langen Reihe von Jahren kassiert wurde?

In den polnischen Landesteilen gebraucht man überall bis zum heutigen Tage polnische Lieder, und wir nehmen an, daß die Bischöfe diese Ausnahme besonders im russischen und preußischen Teilgebiet beim apostolischen Stuhl erwirkt haben. Sind doch solche Vorstellungen in Rom erlaubt, und dort werden sie entschieden. Davon zeugen die Vorstellungen, die gegenwärtig die bayerischen Bischöfe in Sachen der Abschaffung der untergeordneten Feiertage machen und die zweifellos werden berücksichtigt werden. Ebenso haben wahrscheinlich die Bischöfe der polnischen Landesteile in Rom die Wichtigkeit des Gesanges in der Muttersprache vorgestellt, denn in den Teilgebieten, in welchen der polnische Unterricht aus der Schule hinausgeworfen ist und wo es für die Geistlichen — außer in der Kirche — schwer hält, das Volk zu belehren, ist das Lied in der Muttersprache das einzige Mittel, dem Volke den Glauben zu erhalten. Darauf weist auch der heilige Apostel hin durch die Worte „fides ex auditu“ (der Glaube kommt vom Hören). Es wäre auch schwierig, bei dem Volke die Verehrung des allerheiligsten Sakraments zu bewahren, wenn das Lied in der Muttersprache verboten sein sollte. Die Geistlichen können doch nicht jeden Sonntag über das allerheiligste Sakrament predigen. Im polnischen Liede lernt schon das unmündige Kind seinen Erlöser im allerheiligsten Sakrament lieben.

Wenn man die weite Ausdehnung der Parochie in den polnischen Landesteilen in Betracht zieht, wenn man ferner erwägt, daß die Jugend sofort nach dem Verlassen der Schule dem Erwerb nachgeht, so daß sie der Erholung bedarf, und daß man vom Landwirt bei dem Arbeitsmangel nicht verlangen kann, daß er auf diese kurze Erholung verzichte, und seine wirt-

schastlichen Bedürfnisse an Sonn- und Feiertagen nicht erledigen könnte — so ist leicht zu verstehen, daß das Lied in der Muttersprache während der Vormittagsandacht das Volk geistig erquickte und in den Glaubensgrundsätzen befestigen wird. Im Liede ist die einzige Rettung, dem Volk die Grundsätze des Glaubens zu erhalten, weil im Liede alle Glaubenswahrheiten enthalten sind. Und hierin besteht gerade der Unterschied zwischen der polnischen und der deutschen Bevölkerung. Es wäre Pflicht der Herren Erzpriester, diese Angelegenheit den deutschen Kirchenfürsten in den polnischen Landesteilen in das richtige Licht zu stellen, und diese würden in Rom sicherlich die notwendigen Schritte tun, um eine Wandlung zum Besseren zu veranlassen und so dem polnischen Volke den Glauben zu erhalten.

Pfarrer einer polnischen Pfarochie.

Aus Nr. 93 der Gazeta Opolska (Oppeln)
vom 10. August 1911:

Der Wahlkreis Oppeln.

Den Kreis Oppeln kann man fast einen rein polnischen Kreis nennen. Nach der amtlichen Zusammenstellung vom Jahre 1900 ist nämlich das Zahlenverhältnis der Polen zu den Deutschen folgendes: In der Stadt Oppeln wurden 5805 Polen gezählt, sogenannte Zweisprachige, die als Muttersprache die polnische und deutsche Sprache angegeben haben, 1416 Deutsche 20 681; im Landkreise 84 883 Polen, 2471 Zweisprachige, 15 400 Deutsche.

Nach der amtlichen Zusammenstellung gäbe es also 90 688 Polen, 36 081 Deutsche, unter denen sich zweifellos eine große Zahl Polen befinden wird, die sich aus Nützlichkeitsgründen als Deutsche ausgegeben haben.

Was die sogenannten Zweisprachigen anbelangt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß abhängige Leute aus Furcht vor dem Verlust ihres Erwerbs oder vor Schikanen um des lieben Friedens willen bei der Volkszählung erklären, daß sie auch der deutschen Sprache mächtig seien. Wenn man jedoch das Verhältnis kennt, so kann man daran nicht zweifeln, daß sie alle Polen sind, entweder ganz unaufgeklärte oder aber Personen, die sich aus irgendwelchen Gründen nicht als Polen ausgeben wollten. Wenn wir demnach die sogenannten Zweisprachigen den Polen hinzurechnen dürfen — und in ethnographischer Hinsicht wird das Recht auf unserer Seite sein — dann hätten wir 3887 Polen mehr.

Polnische Katholiken gab es im Kreise Oppeln 90 057, deutsche Katholiken 21 582.

Aus unserem Kreise wählen wir bekanntlich einen Reichstagsabgeordneten und zwei Landtagsabgeordnete.

Angeichts der bevorstehenden Wahlen lohnt es, die Vertretung unseres Kreises im Reichstag in Erinnerung zu bringen.

Im Jahre 1871 war Reichstagsabgeordneter Graf Strachwitz, ein Konservativer. Er erhielt 7269 Stimmen, der Kandidat der Reichspartei 3309 Stimmen. Das Zentrum machte nicht einmal erst den Versuch, diesen Kreis bei der ersten Wahl zu erobern.

Vom Jahre 1872 bis 1890 war Graf Ballestrem, ein Zentrumsmann, Abgeordneter, der 11 958 Stimmen auf sich vereinigt hatte. Damals stellten auch die Reichsparteiler, die Freisinnigen und Sozialdemokraten Kandidaten auf. Vom Jahre 1893 bis 1898 war der Zentrumsmann Pfarrer Wolny Abgeordneter. Erst im Jahre 1898 stellten die Polen, allerdings unter der Losung des Zentrums, einen Sonderkandidaten in der

Person des Majors Szmula gegen den gleichfalls dem Zentrum angehörigen Pfarrer Wolny auf.

Im ersten Wahlgang war das Wahlergebnis folgendes:

Major Szmula	6440 Stimmen,
Pfarrer Wolny	6229 "
der Sozialdemokrat	521 "

zusammen 13 190 Stimmen.

In der Stichwahl erhielt

Major Szmula	8 696 Stimmen,
Pfarrer Wolny	7 008 "

zusammen 15 704 Stimmen.

Wir sehen also, daß bei der Stichwahl etwa 200 Wähler mehr gewählt haben.

Im Jahre 1903 kandidierte Major Szmula wieder. Außerdem stellten die Konservativen, die sich nach der ersten Legislaturperiode um diesen Wahlkreis nicht gekümmert hatten, die Freisinnigen und Sozialdemokraten Kandidaten auf.

Das Stimmenverhältnis war folgendes:

Major Szmula	13 267 Stimmen,
der Reichsparteiler	609 "
der Freisinnige	48 "
der Sozialdemokrat	1 284 "

zusammen 15 208 Stimmen.

Zwar siegte Major Szmula mit einer ungeheuren Mehrheit, aber es wurden doch etwa 500 Stimmen weniger abgegeben, als bei der Stichwahl zwischen Szmula und Wolny.

Im Jahre 1907 stellten schließlich die Polen, unabhängig vom Zentrum, einen eigenen Kandidaten der polnischen Fraktion auf. Die Kandidatur nahm bekanntlich Pfarrer Brandys aus Dziernowitz an. Die Polen kämpften also unter einer besonderen Losung. Außerdem hatten die Konservativen, das Zentrum und die Sozialdemokraten Kandidaten aufgestellt.

Das Stimmenverhältnis stellt sich wie folgt dar:

Pfarrer Brandys	11 507 Stimmen,
der Konservative	5 925 "
das Zentrum	2 550 "
der Sozialdemokrat	1 105 "

zusammen 21 087 Stimmen.

Im Verhältnis zu den vorangegangenen Wahlen wählte der Kreis verhältnismäßig gut. Wenn man jedoch in Betracht zieht, daß 26 730 stimmberechtigte Wähler waren und nur 21 093 gewählt haben, mit anderen Worten, daß 5 640 Wähler sich der Wahl enthielten, mithin ihre Bürgerpflicht nicht erfüllten, so ist zu bedauern, daß wir im Kreise so viele Unaufgeklärte haben. Kommt es doch bei der Wahl auf jede Stimme an. Pfarrer Brandys erhielt also über die absolute Mehrheit nur 963 Stimmen. Wenn wir erwägen, daß der Kreis Oppeln überwiegend polnisch ist, so darf man hoffen, daß bei der nächsten Wahl der Sieg weit glänzender sein wird. Mehr Aufklärung! Dann wird auch das Wahlergebnis besser sein.

Mehr Aufklärung und nationales Selbstbewußtsein. Aber dies kommt von allein nicht. Man muß dies erringen. Man muß sich darum bemühen und zwar mittelst der Lektüre guter Zeitungen und Bücher. Leider muß festgestellt werden, daß eine sehr kleine Zahl von Bewohnern des Kreises Oppeln Zeitungen liest. Sehen wir uns die Deutschen an. Von ihnen werden viel mehr Zeitungen gelesen. Darum behaupten auch die habsburgischen Deutschen, daß nur sie eine Kulturnation seien, und sie möchten uns mißachten. Das dürfen wir nicht zulassen, aber wir müssen, um dies zu verhindern, die Rechte kennen, die jedem Bürger zukommen.

Über diese Rechte belehrt uns eine gute Zeitung oder ein gutes Buch. Aber wir müssen selbst zugeben,

daß sich ein bedeutender Teil unserer Landsleute selbst sein Schicksal gestaltet, wenn er die Augen verschließt und nicht nach Selbstbewußtsein, nach bürgerlicher Aufklärung strebt.

Sozialdemokratisches.

Aus Nr. 88 der Gazeta Robotnicza (Kattowitz)
vom 1. August 1911:

Der Kampf um das Fell des obererschlesischen Arbeiters?

Noch vor zehn Jahren gehörte das polnische Volk in Oberschlesien dem Zentrumslager an. Politisches Selbstbewußtsein hatte dieses Volk garnicht. Der polnische Arbeiter betete und arbeitete im Schweisse seines Angesichts für das Wohl des Kapitalisten; er wählte ohne Murren und Bedenken zur Zeit der Reichs- und Landtagswahlen seine Feinde und seufzte weiter unter dem ihm aufgebürdeten Joch. Die unzufriedenen Elemente zählten zu der „Partei“ des heutigen Abgeordneten Napieralski. Die Zentrumspartei hat die Tätigkeit des Herrn Napieralski nicht nur geduldet, sondern sogar unterstützt. Sie tat es deshalb, um einige, die Angelegenheit mit kritischen Blicken betrachtenden polnischen Bürger bei sich zu behalten. In der „Partei“ des Herrn Napieralski wurde daher mit Worten nicht gespart. Es fehlte dort nicht an Phrasenhelden, die es aber trotzdem in den Zeiten der Wahlen verstanden, ihre Quertreibereien durchzusetzen und die polnischen Arbeiter zur Wahl der Zentrumsleute zu nötigen. Die Anhänger Napieralskis gehören wie früher, so auch heute noch zur Zentrumspartei.

Sinter den Sozialisten kamen nach Oberschlesien die „Erlöser“ des polnischen Volkes, die Nationaldemokraten. Zwar vermochten sie nicht die Weiterentwicklung der von ihnen einmal begonnen Tätigkeit zu durchschauen, doch wußten sie, daß das obererschlesische Volk polnisch ist und daß es unbarmherzig ausgebeutet und chikanisiert wird. Ihre Losungen haben sie von Anfang an den örtlichen Bedingungen angepaßt. Diese Bedingungen waren ihnen aber noch mehr als bequem, da sie im Kampfe mit dem Klerikalismus nicht die offiziellen, sondern die zentrumsparteiliche Religion bekämpften. Allerdings wurden sie zu einem Kampfe mit der Napieralski-Partei gezwungen; dessen Durchführung bedurfte jedoch keiner übermenschlichen Kräfte. Es genügte vielmehr, auf diese Beuthener Rösche als auf zwei alte und verjallene Greise hinzuweisen, die schon in ihrer Jugend niemanden glücklich machten und die jetzt im Alter dies um so weniger zu leisten imstande sind. Die Nationaldemokraten haben diesen Kampf durchgeführt; sie haben die Einflüsse der deutschen Zentrumsleute gebrochen und die Tätigkeit der polnischen Zentrumsanhänger dermaßen lahmgelegt, daß diese ihr Fähnlein einziehen mußten. Das Volk glaubte diesen Missionaren der Nation, und zwar um so mehr, als sie die prächtigsten Losungen verkündeten, die den Zweck hatten, der kapitalistischen Ausbeutung zu trozen. Im Jahre 1902 wurde in Oberschlesien eine Broschüre verbreitet, in der eine auf der Grundlage der Klassenkämpfe errichtete Berufsvereinigung der polnischen Arbeiter empfohlen wurde. Das hatte gezogen. Das nationale Lager wuchs, die Schwierigkeiten in der Agitation wurden immer kleiner und das Angebot an agitatorischen Kräften immer größer. Sämtliche Wahlen brachten ein überaus günstiges Resultat. Diejenigen Leute aber, die den besten Willen hatten, für ihre Losungen beharrlich zu arbeiten und, wenn notwendig, auch keine Opfer zu scheuen, begannen, die überaus günstige Lage erkennend, die Hände in den Schoß zu legen und das Leben zu genießen, um auf diese Weise ihr rühmliches

Vorhaben — die Hingabe für die Schwachen und Leidenden — nach und nach wieder preiszugeben. Dieses veranlaßte, daß die Herausgabe des Gornoslonszaf zu fränkeln begann, später in Verfall geriet und schließlich in den Sold des Gegners der Nationaldemokratie, Napieralski, überging. Die Herausgabe der führenden Waffe an den Feind war die erste schändliche Kapitulation vor demselben.

Herr Korjanty, der zu jener Zeit noch an seinem Leitstern glaubte, gründete ein neues nationaldemokratisches Blatt und führte den Kampf gegen Napieralski weiter. Doch war es nicht mehr derselbe Korjanty, der im Jahre 1902 den noch bis dahin unbestellten Boden bearbeitete. Er war jetzt derjenige, der nach Glanz lechzte, der anführen und befehlen wollte, der seine Gegner nicht mit gesunden und sachlichen Argumenten schlug, sondern sie mit übelriechendem Straßenkot bewarf. Dieses hatte ihn ruiniert. Von Anfang an kämpfte er, später schüttelte er sich nur noch wie der Sperling am Zwirnsfaden, bis er schließlich, an allen Mitteln und Kräften erschöpft, aus den Wolken direkt in das Lager seiner Feinde herabfiel. Der Teufel holte mit einem Male alle Überzeugungen, Losungen und Grundsätze; es verblieb nur noch ein krankhaftes Temperament, daß der Abgeordnete Napieralski in seinen Besitz nahm. Das obererschlesische Volk aber betrachtete das Wunder und staunte. . . . Einige lachten, andere fluchten und noch andere jammerten darüber. Auf Herrn Korjanty hatte das keine Wirkung mehr. Er ging, alles unbeachtend, zur Tagesordnung über, und wie er früher als Nationaldemokrat den Knüttel gegen Napieralski schlug, so schlägt er heute als Angestellter Napieralskis diesen Knüttel gegen die Nationaldemokraten. Die Preisgabe der Überzeugungen und den Verlust zweier Blätter zum Wohle des Zentrums ausgenommen, ist alles beim alten geblieben.

Die nationaldemokratischen Ideen, die übrigens — außer dem blinden Gehorjam dem polnischen Adel gegenüber — gar keine idealen Ziele verfolgen, sind in Oberschlesien vollkommen in die Brüche gegangen. Das Volk hat aufgehört an sie zu glauben, ebenso, wie es an die Gebete der Zentrumsgeistlichen zur Erlangung eines besseren Schicksals für die Polen nicht mehr glaubt. Doch wie früher, so gibt es auch heute noch Leute, die behaupten, daß man mit Hilfe dieser Ideen Geschäfte machen kann. Wenn Herr Korjanty hiermit seinerzeit Geschäfte machte, warum sollte es heute der Abgeordnete Dr. Seyda nicht tun? Er besitzt ja alle „guten Eigenschaften“, ist Abgeordneter, Pole, Demokrat, Katholik und hat nebenbei noch eine erträgliche Existenz. Es versammelten sich einige dieser Demokraten und gründeten als solche die Gazeta Ludowa, augenscheinlich ein nationaldemokratisches Blatt. Mit der Herausgabe des Blattes lebten auf einmal alle nationaldemokratischen Ideen wieder auf. Die Situation hat sich also gar nicht geändert. Wie früher, so gibt es auch jetzt noch polnische Zentrumsleute und Nationaldemokraten, und wie früher, so herrscht auch heute noch der Kampf zwischen diesen beiden Parteien. Alles wäre somit in Ordnung, wenn nur der Glaube an das Volk und die Hingabe für die Gesamtheit existierten. Man glaubt zwar an Karriere, an eine gesicherte Zukunft, an Macht und Glanz, doch genügt dies nicht. Die Art des Kampfes verrät dessen Absichten und Ziele und ist namentlich in der Wählerversammlung in Schoppenitz zur Genüge beleuchtet worden. Für die Ideale schlug man sich gegenseitig Maulschellen, das Volk aber hatte hierbei ein Schauspiel ohnesgleichen.

Wir glauben, daß die Parteien während der Zeit des Kampfes und gegenseitiger Anfeindungen an die Hauptsache, an den stillen Beobachter nämlich und die

von ihm aus den Zwistigkeiten zu ziehenden Schlüsse, nicht dachten. Gemeint ist hiermit das oberschlesische Volk, um dessen Erlösung der Kampf zwischen den Parteien tobt und die immer wieder dem Volke zu helfen sich „bemühen“. Ausdrücklich soll hierbei betont werden, daß das nur sehr mäßig aufgeklärte polnische Volk, das neun Jahre hindurch Zeuge der von seinen Erlösern zahlreich angestifteten abenteuerlichen Ereignisse war, aus diesen ohne Schaden zu nehmen, sicher nicht herausgekommen ist. Gerade darum war es uns zu tun ihr Herren von der Gazeta Ludowa, und darum schrieben wir auch, daß wir gegen diese demoralisierende Arbeit im nationalen Lager solange kämpfen werden, bis uns die Kräfte versagen.

einerseits auf die starke Einwanderung von polnischen Fabrikarbeitern, andererseits auf die Haltung der Deutschen selbst. In letzter Zeit sind zahlreiche deutsche Wirtschaften in polnische Hände übergegangen. Wo ein deutscher Bauer war, sind jetzt drei bis vier polnische Sippen, die viel kinderreicher sind als die Deutschen. Viel Schaden bringen auch die öffentlichen deutschen Schulen, die aber mit polnischen Lehrkräften besetzt sind. Die deutschen Protestanten trachten ihre Söhne besser auszubilden und in einer Stadt unterzubringen. Bei den deutschen Katholiken kommen fast stets Ehen mit Polen vor. Bei der Volkszählung wurden die Kinder aus solchen Mischehen, gleichgültig, ob der Vater oder die Mutter polnisch sind, regelmäßig als Polen eingetragen.

Aus dem Auslande.

Aus Nr. 121 des Deutschen Volksblatts für Galizien (Lemberg)
vom 11. August 1911:

Rückgang des Deutschtums in den Sprachinseln in Westgalizien.

Auf galizischem Boden hat das Deutschtum der Bielitz-Bialaer Sprachinsel innerhalb der letzten zehn Jahre von 1900 bis 1910 um 1052 Seelen abgenommen, während die Zahl der Nichtdeutschen im selben Zeitraum um 3040 Seelen gestiegen ist. Ein Überblick über die Zahl der Deutschen und Nichtdeutschen in den Jahren 1900 und 1910 in den vier deutschen Gemeinden der Sprachinsel auf galizischem Boden gibt folgendes Bild:

Name	1900	1910	Gewinn oder Verlust:
der Gemeinde			
Rgl. Freistadt	6345 Deutsche	5750 Deutsche	— 595
Biala	1912 Nichtd.	2917 Nichtd.	+ 1005
Gemeinde	5522 Deutsche	4785 Deutsche	— 767
Runzendorf	2865 Nichtd.	4864 Nichtd.	+ 1999
Gemeinde	1980 Deutsche	2284 Deutsche	+ 304
Alzen	636 Nichtd.	614 Nichtd.	-- 22
Stadt	1152 Deutsche	1178 Deutsche	+ 26
Wilhelmsau	567 Nichtd.	625 Nichtd.	+ 58

In diesen vier Gemeinden stehen demnach nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 13 997 Deutsche 9020 Nichtdeutschen meistens Polen gegenüber. Der auffällige Rückgang des Deutschtums in Runzendorf — um 767 Seelen — wird zurückgeführt

Aus Nr. 121 des Deutschen Volksblatts für Galizien (Lemberg)
vom 11. August 1911:

Ein galizisches Wahlstücklein.

In einer unserer Gemeinden hielten die Deutschen am Tage vor der Wahl eine Besprechung ab, während welcher auch der Aufruf des Wahlausschusses der Vereinigten Deutschen Galiziens verlesen wurde. Man faßte gerade den Beschluß, für den ruthenischen Kandidaten zu stimmen, als sich die Tür auf tat und der polnische Oberlehrer hereinkam. Kaum hörte dieser, daß man für die Ruthenen stimmen wolle, so schlug er schon einen so großen Lärm darüber, daß ihn die Männer auffordern mußten, das Zimmer zu verlassen. Als er trotz dieser Aufforderung weiter schimpfte und nicht ging, wurde er sanft am Kragen gefaßt und hinausbefördert. Rache schnaubend lief er davon. Drinnen beriet man ruhig weiter. Plötzlich entstand auf der Straße ein Lärm, man hörte einen schweren Wagen heranrasseln, und als die Männer hinaus eilten, sahen sie die Feuerspritze vor dem Hause stehen. Masuren unter dem Kommando des Oberlehrers legten Schläuche, setzten die Spritze in Bewegung, und ein kräftiger Strahl Wasser ergoß sich gegen das Versammlungszimmer. Ganz erstaunt sahen die Deutschen, die doch kein Feuer erblickten, zu, bis sie endlich begriffen, daß der Oberlehrer sich auf diese Weise für den Hinauswurf rächen wollte. Dann sprangen sie alle hinzu, verjagten die Masuren und behielten nur den tapferen Oberlehrer zurück, den sie ein wenig — streichelten.